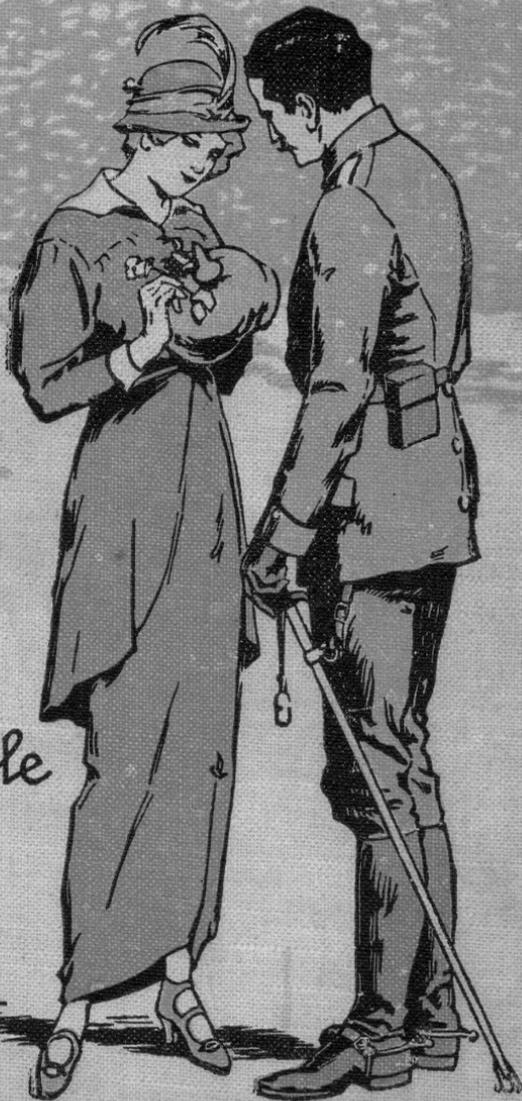


# Majors Einzige im Kriegsjahr



von  
Marga Rayle

STRANDEL

Major's Einzige  
im Kriegsjahr



*Majors Einzige im Kriegsjahr*

# Major's Einzige im Kriegsjahr

Erzählung für erwachsene  
deutsche Mädchen u. für alle,  
deren Herzen jung blieben,  
von Marga Kayle



Meidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H.  
Berlin W 66

[1915]

15. 1. 1917

### 1. Kapitel.

„Eva! — — Eva! Denke doch bloß! Pappchen hat es endlich erlaubt! Mein, wie mir zumute ist! — Ich bin einfach närrisch vor Freude!“

Tosia Eschenhorst flog in das mit weiß lackierten Holzmöbeln ausgestattete Kinderzimmer, die Tür stürmisch hinter sich ins Schloß schlagend.

Eva von Freesen — ach nein, Eva Sella — (Tosia konnte es noch heute mitunter nicht begreifen, daß Eva, die Lustige, Neugierige, jetzt verheiratet, Pastorin und Mutter eines drolligen, kleinen Pörschens war!), also diese Eva Sella richtete sich vom Teppich auf und sagte strafend:

„Vor allen Dingen, bitte, tritt mein Lamm nicht tot! Sieh nur, wie es goldig daliegt und



15. 1. 1917

Institut für Jugendbuch-  
forschung  
Bibliothek  
Frankfurt/Main

sein Fläschchen trinkt! Immer alle viere in der Luft!“

Und von neuem beugte die junge Mutter sich über das kleine Menschenkind, das behaglich auf dem weißen Fellteppich lag und eifrig seine Milch trank.

Vorsichtig kam Tofia näher.

„Ja, es ist ein süßer Bummel, und ich will es nachher auch noch pflichtschuldigst und gebührend bewundern. Aber erst — ach, Eva, freue dich doch mit mir! Es überwältigt mich ja einfach!“

Wieder begann Tofia einen aufgeregten Lauf. Sie zerrte und rückte an ihrem weißen Strohhut, zog einen Handschuh aus und wieder an und warf sich schließlich leise jauchzend auf einen Stuhl.

Belustigt sah Eva ihr zu und sprang nun leichtfüßig in die Höhe. Das Wissenwollen ward überstark in ihr. Nicht umsonst stand sie ja schon von Pensionszeiten her bei allen ihren Freundinnen im Rufe einer geradezu fabelhaften Neugier.

„Wenn du dich nun nicht sofort näher erklärst, pläze ich einfach, Tofia!“ sagte sie, die Freundin energisch am Arm schüttelnd. „Du mutest meiner Beherrschungskraft wirklich ein bißchen viel zu. Was ist denn nur los? Sag's, Tofia! Sag's rasch. Ich brenne vor Neugier.“

Tofia lachte hell auf. Und mit einem Gemisch von Spott und Bärtlichkeit rief sie:

„Oh, du alte, liebe Eva du! Du bist doch wirklich noch dieselbe wie im Stift, in unserem lieben, scheußlichen, reizenden Schloß Frauenstein! Wer dich so hört, denkt wahrlich nicht, daß wir nun schon so gräßlich ehrwürdig sind, und du gar Pastorin und — — —“

„Weiß ich! Weiß ich!“ wehrte Eva lachend ab. „Ich kenne die ganze Litanei! Aber was hat dieser Mumiennaub für einen Zweck in einem Moment, wo du mir Neuigkeiten zu vermelden hast?!“

Während sie mit einem Fuß behulfsam das Kindchen, das wie ein runder, weißer Ball auf dem Fell lag, hin

und her zu rollen begann, zerrte sie Tofia unsanft am Armel.

„Wir reisen, Eva!“ Außer sich vor Glück, wirbelte Tofia mit Eva durchs Zimmer. „Wir machen eine ganz regelrechte Sommerreise. Für Euer weitgereiste Gnaden wird das freilich nichts Besonderes sein. Aber für mich! Denk' doch nur. . . . In den Ferien durfte ich, wenn's hoch kam, zu Tante Adolfine aufs Rittergut in der Polackei! Aber nun soll ich himmelhohe Berge sehen, mit Schnee drauf mitten im Sommer! Dagegen sind doch sicher hier die Berge gar nichts, meinst du nicht auch?“

Eva nickte zerstreut. Die Kunde hatte nicht ihren neugierigen Erwartungen entsprochen. Nun stöberten ihre Gedanken bereits anderswo herum.

„Ach, geh!“ sagte Tofia enttäuscht und versetzte der Freundin einen leichten Schubs. „Du bist so blasirt, auf dich macht gar nichts mehr Eindruck.“

Eva hob vom Teppich das leergetrunkene Fläschchen auf, das dem nun sanft eingeschlummerten Kindchen dabongerollt war.

„Nee, du, Tofia, das ist's nicht“, meinte sie ungefränkt. „Du wirst schon sehen, was mein Schorschel und ich noch mit dir für Pläne machen werden. Und ich freue mich ganz, ganz riesig für dich, daß du nun auch mal was von der schönen Welt kennen lernst. Aber du weißt ja, wie ich bin: wenn ich was in petto habe, muß ich das erst los sein, ehe ich mich für was anderes gebührend begeistern kann.“

„So? Du hast auch was?“ Tofia sprach mehr höflich als interessiert. „Na, dann schief los! Es wird mich ja wohl nicht umwerfen.“

„Du, sag' das nicht!“ Eva breitete über das Kindchen eine leichte Decke und ergriff mit geheimnisvoller Gebärde der Freundin Arm. „Komm mit! Es ist eine zu lächerlich komische Überraschung.“

Sie durchschritten das mit geschmackvoller Behaglichkeit ausgestattete Studierzimmer des Pfarrers, in

dem Lofia schon so viele Stunden froher und ernster Anregung verbracht hatte. Durch den kühl-dämmerigen Flur an der Treppe vorüber, die zu den im oberen Stockwerk gelegenen Schlafzimmern führte, ging es, hinüber in den Betfaal, dessen Anblick Lofia schon damals in Düsseldorf bei ihrem ersten Besuch solche Rätsel aufgegeben.

Auch Eva mußte in diesem Augenblick daran denken.

„Heute wirst du wieder starr sein, ich sage es dir!“ sicherte sie und hüpfte übermütig über die Schwelle.

Neugierdurchdrungen folgte ihr Lofia. Eva würde ja nicht umsonst so geheimnisvoll tun.

Der große Raum bot an sich nichts Ungewöhnliches. Die Einrichtung war hier wie dort die gleiche. Nur hatte er durch einige weitere Stahlstiche an den getünchten Wänden viel von seiner ehemaligen Frostigkeit verloren. Auch stand nun, gegenüber von dem Harmonium, dicht ans Fenster gerückt, ein sehr geräumiger Schreibtisch, mit Büchern und Papieren beladen.

Auf dem Drehstuhl davor saß, den Eintretenden den Rücken kehrend, ein weibliches Wesen. Eine etwas vierschrötige Gestalt in derbem, den guten Geschmack reichlich verhöhrendem Gewand. Dazu auf kurzem Hals ein wie eine fahlblonde Weltkugel wirkender Kopf.

Einen Augenblick stand Lofia sprachlos auf der Schwelle. Dann pläzte sie heraus:

„Das kann doch nur unser gottwohlgefälliges Vertägen Rohlkopf sein!“

— — — und das doch nur die vorlaute, naseweise Lofia Eschenhorst!“ kam es in langsamen, seltsam quarrigen Lauten vom Schreibtisch. Umgedreht hatte sich die Sprechende nicht, dagegen schien sie eifrig weiter zu schreiben.

„Kinders, nun brat' mir aber einer 'nen Storch!“ schalt Eva los. „Sehen sich die zwei seit Jahren, seit der Pensionszeit, zum erstenmal wieder, wissen überhaupt nichts davon, daß sie sich so plötzlich treffen wer-

den, und das ist die Begrüßung! — Na, ich sage nichts mehr!“

Glücklichen Schrittes eilte Lofia zum Schreibtisch. Mit beiden Händen packte sie die Schreibende bei den Schultern, so daß der Federhalter eigenmächtig unartige Schnörkel auf das weiße Papier zu malen begann. Sella Lust strahlte aus den blauen Augen, aus dem reizenden Gesicht.

„Berta!“ — ein Rütteln der Schultern — „Tugendspieglein!“ — orkanartiges Schütteln — „ist's die Möglichkeit?!? Du hier bei Eva von Freesen — ach, nein doch — bei Eva Sella, das heißt bei ihrem Mann am Schreibtisch!?! Du, das begreife ein anderer. Aber nun gib mir erst die im Casanté-Freundinnenbund schwurgetweihete Rechte.“

Schwerfällig, so daß der Drehstuhl mitkörnend knarrte, wandte die also Begrüßte sich um. Und ebenso schwerfällig streckte sie ihre merkwürdig kurze, breite Hand aus. Dann sprach sie in predigendem Tone:

„Trotzdem du eigentlich gleich wieder, altbekannter Gewohnheit folgend, mit Beleidigungen und Sticheleien beginnst, Lofia Eschenhorst, so reiche ich dir doch gern meine schwesterliche Rechte, zur Verjöhnlichkeit stets bereit, wie das unser Treuschwurddokument in der Pension von jedem einzelnen Mitglied der Casanté forderte.“

„Himmel, war das ein schöner, wohlgebauter Satz!“ lachte Lofia und schlug schallend in die dargebotene Hand ein. „Du hast dich wohl zur Kanzelrednerin entwickelt, Tugendspieglein? überhaupt, was treibst du eigentlich hier? Willst du aus der Dorfheiligen zur Stadtheiligen werden? Deine ganze Aufmachung ist auf jeden Fall schon kolossal — hm — wie soll ich sagen? — weltstädtisch — eja!“

Spitzbübisch sichernd machte sie ein paar übertriebene Verbeugungen und zwickte Eva in die Fingerspitzen. Der ganze Übermut, der ja doch in ihrer Natur lag, brach wieder einmal durch.

Und Berta Rohlhaupt (nicht „Kopf“, wie die Lose

Tosia sie von jeher zu nennen beliebte!), das biedere, ländliche Mädchen ohne Falch und Arg, nickte eifrig mit dem eckigen Schädel, um den die krausen Haare wie eine dicke Wolke herumstanden. Mit stiller Genugtuung strich sie über die ungewollten Falten des geschmacklosen Kleides.

„Du hast recht, Tosia, und es freut mich, daß man meine Anstrengungen wenigstens bemerkt. Zur Kanzelrednerin habe ich es allerdings leider noch nicht gebracht. So weit sind wir in unserem teuren Vaterlande noch nicht. Und deshalb nach Amerika, dem Lande der Freiheit, auszuwandern, dazu könnte ich mich vorläufig denn doch nicht entschließen. Aber wer weiß, auf was für eine Sprosse ich dereinst von hier aus steigen werde. Ich habe ja doch Gelegenheit, manchen geistigen Gewinn hier davonzutragen. Wenn ich auch viel gelernt habe — wie ihr ja von Frauenstein her wißt —, und zwar weniger aus Begabung als aus Fleiß, so lernt man doch nie aus, und ich hoffe — — —“

„Du hast dich wahnsinnig vervollkommnet, Tugendspiegel, ich bin einfach platt!“ unterbrach Tosia überlaut den salbungsvollen Redefluß. Sie barst fast vor innerlichem Lachen und vermochte es nicht länger, still zuzuhören. „Aber nun sage mir nur eins,“ fuhr sie wißbegierig fort, „was du ausgerechnet hier bei Eva tust?“

„Das will ich dir ganz genau erklären,“ nahm Berta mit weiterschweifiger Breite wieder das Wort, „es kam nämlich so: —“

Sedoch ehe ihr weit geöffneter, nach Luft schnappend der Mund weitere schöne Redewendungen fand, rief Eva:

„Nee, Children, nun bin ich auch noch da und mal wieder an der Reihe! Denkt ihr, ich ließe mir das beste nun einfach so vor der Nase wegerzählen? Da kennt ihr mich halt immer noch nicht! Schorschel annoncierte im Sonntagblatt nach einer Sekretärin, die sich auch des Jungfrauenvereins annähme und für so allerhand Nebenämtdchen. Und siehe da, wer meldet sich unter vielen, vielen anderen —?“

„Bertchen Kahlkopf!“ jubelte Tosia, in die Hände klatschend. „Nein, das ist doch nun mal zu drollig. Wo kommt sie denn her? Wo wohnt sie denn? Wo — —“

„Vor allen Dingen, liebe Tosia Eichenhorst, möchte ich dich erluchen, mit meinem Namen hinfort keinen Unfug zu treiben“, unterbrach Berta ihre Fragen. „Das ist unserer und vor allen Dingen dieses Hauses und meiner Stellung höchst unwürdig. . . . Im übrigen hat die gute Eva mir ein reizendes Siebelstübchen hier in ihrem Hause eingeräumt . . . denn ich bin Waise geworden, und wir sind viele Geschwister.“

Gerade in der Schlichtheit, in der sie mit sinkender Stimme diesen letzten Satz aussprach, lag etwas Ergreifendes.

Tosia drückte ihr still die Hand. Dann streichelte sie rasch und scheu über Evas blühende Wangen.

„Gute Eva! Liebes, kleines Pastorsfräulein!“

„Children, nun laßt mich mal in Frieden“, sagte die junge Frau untwirsch. „Das ist alles nicht der Rede wert. Kommt mal rasch rüber zu meiner Tochter,“ — und schon war sie auf dem Wege dorthin —, „die sehnt sich sicher nach ihrer Spielkameradin. Und da schwagen wir noch ein bißel von Tosias Reise.“

Sie nahm das rosig verschlafene Kindchen, das soeben fröhlich krähen die Augen aufschlug, vom Teppich auf.

„Komm, mein süßes Lamm, mein Buchmüdelchen, draußen sind schöne, bunte Gatschblümchen und Pip-pip-Vögelchen! Et, wie wird sich mein Kindchen freuen!“

Sie sprang, das Töchterchen im Arm, voran auf die Veranda, wo ein kleines Frühstück bereitgestellt war. Eisgefühlte Milch in einer schön geformten Kristallkanne, Butterbrötchen und eine Schale mit Früchten.

In heiterster Stimmung setzten die Freundinnen sich nieder. Die bevorstehende Reise mußte nun natürlich noch ausgiebig besprochen werden.

„Schweiz, Tirol oder Algäul! Alles soll so Wunderwunderschön sein“, seufzte Tosia in der Qual der Wahl und langte nach den lachenden, schwarzen Kirichen.

„Schweiz kenn' ich, namentlich das Berner Oberland“, sagte Eva. „Unter den Augen des schwarzen Mönch lernten Schorschel und ich uns kennen, angesichts der Jungfrau gaben wir uns den ersten Kuß! Die Schweiz ist großartig, sage ich euch!“

Sie lachte in seliger Rückerinnerung und stopfte der kleinen Georgine ein Biskuit ins Mäulchen.

„Na, höre, Eva, wenn das deine Eindrücke und Erinnerungen an die Schönheiten der Schweiz sind,“ entrißte Tofia sich, „dann verdienst du es gar nicht, so viel Herrliches gesehen zu haben.“

„Es war das Schönste, verlaß dich darauf, Tofia!“ Eva lachte voller Übermut. „Und wenn du noch so männerfeindlich bist, dich ereilt's doch noch mal!“

„Niel!“ wehrte Tofia ab, „niel laßt mich doch bloß mit Männern und Liebe zufrieden!“

Mit kugelrunden Augen schaute Berta über den Rand ihres Milchglases.

„Aber du bist doch so hübsch, Tofia“, sagte sie neidlos. „Wenn ich so sprechen würde, wäre es was anderes. Und wie ist es, gefiel dir in der Pension nicht Josef-Marie Gardersens Bruder besonders gut?“

„Und wenn er mir gut gefallen hätte, hättet ihr alle ihn mir längst im Laufe der Jahre verleidet durch euer Geschwätz!“ fuhr Tofia heftig auf. „Es ist wirklich unerträglich, was ihr alle in diesem Punkt für ein gutes Gedächtnis habt! Eva, du, Karola, Josefie, jeder trietz mich, weil ich mal feinetwegen rot geworden bin oder so was ähnliches. Es ist wirklich zum Davonlaufen!“

„Aber, Tofia — — ich . . . ich . . .“ Die arme Berta war ganz bestürzt. Sie mußte nicht, was sie verbroschen hatte und wie sie sich entschuldigen sollte.

Doch Eva winkte beschwichtigend ab.

„Schon gut, gräm' dich nicht, lieber Jugendspiegel. Das ist die Stelle, wo Tofia sterblich ist. Sprechen wir nicht mehr davon, sondern von der Reise.“

„Ja, bitte — — und entschuldigt meine Heftigkeit!“

nurmelte Tofia und strich sich eine ihrer widerspenstigen rotgoldenen Locken aus der Stirn.

„Vor allen Dingen muß ein Atlas her“, sagte Eva, gewandt über das Peinliche des Augenblicks hinweggleitend. „Hier, halt' mal mein Schorschelchen“, und sie setzte das Kind auf Tofias Schoß. „Seht ihr, jetzt rächen sich alle meine Sünden. Mein Schorschel ist manchmal ganz starr über meine Unwissenheit. Ich denke jetzt oft selbst, wenn ich doch lieber auf unseres angebeteten Professors gute Lehren mehr gehört hätte, statt die Geheimnisse des ‚Jugendpfades‘ auszu — — schnüffeln — mit Verlaub zu sagen!“



„Himmel, welche Erkenntnis!“ lachte Tofia, während die junge Frau fidel ins Innere des Hauses entschlüpfte.

Da aber tat Berta, die bis dahin still, beharrlich und unverdrossen gekaut hatte, eine Frage, und die lockte Eva wieder in das grün-goldene Licht der Veranda hinaus.

„Und du, Tofia, was tust du nun eigentlich? Wie hast du dir dein Leben gestaltet?“

Zurück schoß Eva aus dem Dämmer des Hauses, mit suchtelnden Armen und flehender Gebärde.

„Ach! Bitte, bitte, ich will es erzählen! Laß mich, Tofia!“ So flehte, beschwor sie.

„Berta möchte aber so manches aus meinem Leben wissen . . .“, versuchte Tofia einzuwenden.

„Das weiß ich alles! Ich kenne dein Leben besser als du selbst!“ behauptete Eva kühn. „Also, ich sage dir, Berta —“, sie schwang sich auf die niedrige Balustrade und richtete sich dort zu längerem Verweilen häuslich ein — „ich sage dir, Tofia hat schon viel erlebt. Namentlich so innerlich, weißt du.

Als sie damals aus der Pension abberufen wurde, um ihre Mutter zu pflegen, da hat sie sicherlich manchen Strauß mit ihrem widerspenstigen ‚Ich‘ auszufechten gehabt.“

„Nun sehe einer die Seelenkünderin an!“ rief Tofia, halb verlegen, halb aber auch neckend, in dem beglückenden Bewußtsein, nun längst schon über dem allen zu stehen.

„Dann kam sie mit Rose-Marie Gardersen zusammen aufs Land, wo sie tüchtig was vom Haushalt lernen sollte. Um diese Zeit dort liegt ein mystischer Schleier.“ Evas Augen glitzerten, „aber hundert gegen eins möchte ich wetten, daß Tofia dort einen Heiratsantrag oder so was von Rolf Gardersen bekam — — —“

„Eva! Deine Phantasie geht mit dir durch!“ zürnte Tofia. „Bitte, bleibe bei den Tatsachen!“

„Ich versichere dir, Bertchen, es waren geheimnisvolle Dinge“, fuhr Eva ungerührt fort. „Es passierte auch irgendein mysteriöser Unglücksfall, bei dem . . .“

„Eva! Nun hör’s aber auf!“ rief Tofia böse, „deine Erzählsucht macht dich indiscret!“

„. . . Tofia sich was verknackste oder so was“, sprach die junge Frau ungerührt weiter. „Unsere musen-gefüßte Kalliope kam auch noch dazu, Rose-Marie verlobte sich mit einem Better von Tofia — — kurzum, es war eine unerhörte Herrlichkeit, und daß ich nicht dabei war, vergebe ich mir bis an mein Lebensende nicht!“

„Das glaube ich“, narnte Berta. „Was für ein Feld für deine Neugier!“

Eva nickte eifrig.

„Nicht wahr? Ein ewiger Jammer! Aber man kann leider nicht überall zugleich sein. Ich mußte da nämlich gerade meinen Schorschel zum Altar führen.“

„Gut, daß der Herr Pfarrer dich nicht hört, Eva!“ bemerkte Berta in ihrem salbungsvollen Ton. „Deine Rede mußte würdevoller sein. — — Mich soll wundern, ob du nicht täglich bei euren Pfarrkindern Argernis erregst! Aber wie ist’s nun weiter mit Tofia?“

Eva, die inzwischen schnell einmal, ihr „Bumpelchen“ abgebuffelt hatte, fuhr in vergnügtem Eifer fort:

„Eichenhorst’s wurden nach Düsseldorf veretzt — unser Wiedersehen war zum Totlachen! —, und Tofia gab sich geistigen Dingen, vor allem der Malerei, hin . . .“

„Dank der Fürsprache von Evas Mann!“ warf Tofia ein.

„. . . und dann kam Rose-Maries entzückende Hochzeit. Ein zu wunderhübsches Fest und Zusammensein ist’s gewesen. Und eine seltsame Fügung brachte die fast gleichzeitige Veretzung von Tofias Vater und meinem Schorschel hierher. Und dann . . . ja, wie läßt sich das nun eigentlich alles so in Worte fassen?“

Fragend sah Eva auf Tofia, die still lächelnd das Kindchen in ihrem Schoße wiegte.

„Laß mich doch“, wehrte sie etwas beunruhigt ab. „Genügt es nicht, daß Berta sieht, aus meiner Unbändigkeit ist ein vernünftiger Mensch geworden?! Wozu das Sezieren und Analysieren? Aber meinetwegen sei ihr noch zu wissen, daß ich Kultur- und Kunstgeschichte studiere, woraus mit meiner Malerei mal ein wunder-schönes Ganzes werden soll.“

Berta sperrte ihren runden, fischartigen Mund auf und sah höchst einfältig drein. Nur im leisesten einem künstlerischen Schwung zu folgen, blieb ihrer Alltagsseele versagt. Plötzlich aber brach das ungemessene Erstaunen aus ihr hervor.

„Es ist erstaunlich!! Du bist einfach nicht zum Wiedererkennen, Tofia. Wer in Frauenstein so etwas prophezeit hätte, dem würde ich einfach nicht geglaubt

haben. Und wenn es . . . und wenn es Fräulein von Junghardt, die Angebetete, in eigener Person gewesen wäre!

„Ach, unser liebes Tante Sannchen!“ nickte Tofia ganz wehmütig.

„Ja, wenn es noch Eva wäre, die sich so verändert hat!“ fuhr Berta fort, ihrer Rede dadurch mehr Nachdruck verleihend, daß sie endlich aufhörte, zu essen. „Eva, der das unergleichliche Glück geworden ist, von Gott an die Seite eines Geistlichen gerufen worden zu sein. Die täglich und stündlich ein edles, leuchtendes Beispiel vor Augen sieht. Aber Eva ist leider, leider die Alte geblieben, naschhaft, neugierig, geschwätzig — —“

„. . . Halt! Halt! Schelten Sie mir mein Fräulein nicht zu arg!“ kam da eine klangvolle Männerstimme aus dem Innern des Zimmers. „Ich liebe mein Fräulein gerade so wie sie ist. Sie ist der gute Engel meiner Armen, der Sonnenschein für Betrühte und Traurige. Mein ganzes Glück!“

Eine schlanke Männergestalt im schwarzen Lutherrock trat auf die Veranda. Mit freundlichem Wort und Handschlag begrüßte der junge Geistliche die jungen Mädchen, mit innigem Kuß seine Frau. Dann nahm er sein Töchterchen aus Tofias Händen und schäkerte beglückt mit ihm.

Blutübergossen saß Berta da. Aber auch Eva war dunkel errötet bei den lobenden Worten ihres Mannes. Wie sie ihn liebte! Wie glücklich jedes gütige Wort sie machte, das er ihr schenkte!

„Berta meinte es nicht schlimm“, stotterte sie entschuldigend. „Es ist doch unser altes, liebes Recht aus Frauenstein her, uns die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Und nun —“ damit schlüpfte sie ins Haus, „will ich endlich mal den Atlas holen.“

## 2. Kapitel.

Ohne Atlas zwar, aber mit lautem Triumphgeschrei kehrte Eva nach kaum einer Minute zurück. Hoch über ihrem Haupte schwenkte sie zwei Briefe, beide mit ausländischen Marken besetzt.

„Auf meinem Schreibtisch gefunden“, sprudelte sie entzückt hervor. „Mucksmäuschenstill lagen sie da und meldeten sich nicht. Aber mein Argusblick hat sie doch entdeckt!“

„Wie sollte deinen hellen Augen auch etwas entgehen“, neckte der Pfarrer.

„Ich ahne — oh . . . ich ahne, von Rosemie!“ jauchzte Tofia. „Schnell, schnell, gib her, lies vor! Ach, ich habe ja so ewig lange nichts von ihr gehört.“

„Ja, von Rose-Marie und von Kalliope“, gewichtig nahm Eva am Tische Platz. „Ich werde sie euch alle beide verzapfen, und mein aller-allerliebstes Herzensschorchelchen tut mir den Riesengefallen und verzieht sich, nicht wahr? Denn ich kann — namentlich Kalliopes jungfräuliche Geheimnisse — doch unmöglich Männerohren preisgeben!“

Sie sprang wieder auf und gab ihrem Mann einen raschen, neckischen, liebevollen Kuß, ihn gleichzeitig mit beiden Händen sanft nach der Türe schiebend.

„Und wenn du deine Güte voll machen willst, überantworteft du unser Rosenknöspchen der Anna. Die weiß, was unserm Kindchen nottut.“

Lachend und mit dem Finger drohend, entfernte sich der Pfarrer. Doch beeilte er sich nicht übermäßig, so daß Tofia ihre zitternde Begier kaum mehr zu zügeln vermochte. Als dann aber gar Berta noch hinter ihm her eilte und ihn in ein durchaus nicht dringendes Sonn-

tagschulengespräch verwickelte, erreichte ihre Ungeduld den Siedepunkt.

„Wir fangen also einstweilen ohne dich an, Berta“, rief sie, geschäftig vom Tische das Geschirr räumend und die Briefe vor Eva ausbreitend. „Hier, Eva, Rosemie kommt natürlich zuerst.“

Nun kehrte Berta aber doch zurück, und es dauerte — mit Tofias Maß gemessen — endlos, bis die junge Frau beginnen konnte:

„Châlet rose, den 20. Juni 1914.

Liebste — — —“

„Ach, wie lange ist der Brief unterwegs gewesen!“ klagte Tofia vorwurfsvoll.

„Bodenlos“, bestätigte Eva flüchtig. „Aber nun weiter im Text:

„Liebste Eva!

Eine ganz mir gehörige, ungestörte Stunde will ich benutzen . . .“

„Ist es Rose-Marie Gardersens Brief, den du vorliest?“ fragte Berta behäbig und zog aus einem bunt lattunenen, riesigen Arbeitsbeutel, der ihr immer am Arme hing, eine Säckelei. „Oder vielmehr, Hohndorf hieß ja wohl der Offizier, den sie geheiratet hat? Oder . . .?“

„Ja doch, ja!“ Tofia trommelte mit allen zehn Fingern Generalmarsch auf der wundervoll gestickten Gartendecke, die sie selbst entworfen und ausgeführt hatte. „Aber es ist nicht auszuhalten, diese ewigen Unterbrechungen!“

Daß sie selbst den Anfang damit gemacht, war natürlich schon vergessen.

„Ich bin auch dafür, daß wir nun mal richtig loslesen,“ meinte Eva, „trotzdem ich gräßlich gern wüßte, was und für wen Berta da häckelt. Aber ich werde meine Neugier bis nachher zügeln. Um allen weiteren Irrtümern vorzubeugen, will ich aber den Brief von Rose-Marie so vorlesen, wie sie spricht, also gut hamburgisch.“

Und zum dritten Male begann sie:

„Liebste Eva!

Eine ganz mir gehörige, ungestörte Stunde will ich benutzen, um mal wieder mit Dir und meiner Tofia zu plaudern. Denn da Ihr ja wohl fast täglich zusammensteht, gilt diese Epistel für sie mit.“

„So ein Faulpelz!“ murrte Tofia mit zärtlichem Lächeln dazwischen.

„Wir sitzen hier noch immer hoch in den Seealpen . . .“

„— — — Seealpen?!“ Verzweifelt fuhren Evas Augen umher. „Children, ein Atlas! Ich habe keinen Schimmer von einem Schatten von irgendwelcher Ahnung, wie unser ‚himmlischer‘ Professor in der Pension sich so schön und treffend auszudrücken beliebte . . .“

Tofia seufzte unmutig.

„Ach, Eva, das sind die Alpes maritimes, wohin voriges Jahr Rosemie und Adolf ihre Hochzeitsreise machten! Das könntest du doch nun wirklich wissen. Dies doch weiter. Man kommt ja nicht vom Fleck.“

„Ich weiß nicht, ich finde meinen Bildungsdrang sehr lobenswert“, philosophierte Eva gemütlich. „Stellt euch vor, wenn ich den schon immer gehabt hätte, was für eine Leuchte der Wissenschaft ich geworden wäre!“

„Setzt lese ich!“ Tofia fuhr in die Höhe und versuchte Eva den Bogen zu entwinden. „Das hält kein Mensch aus!“

Bermittelnd legte Berta ihre breite Hand dazwischen.

„Oh, oh, meine lieben Freundinnen! Waret eure Würde! Bedenkt, wenn die Nachbarn — — —“

„Zugendspiegel, salbe nicht noch. Man könnte wirklich meinen, man hörte das schreckliche ‚Liebkind‘ aus der Pension!“ Wutentbrannt verstopfte Tofia sich mit den Fingern ihre Ohren. „Ich bin an der Grenze meiner Liebenswürdigkeit angelangt. Setzt werde ich feindlich.“

„Children, bloß keine Ungemütlichkeit!“ beschwichtigte Eva beschwörend. „Ich lese ja schon!“

Und wirklich fuhr sie fort:

„Wir sitzen hier noch immer hoch in den Seealpen in dem reizenden Chalet, umgeben von einer schier märchenhaften Rosenfülle. Von früh bis spät brennt die Sonne auf die grauen Olivenwälder, die Berg und Tal ringsum bedecken. Aber mich stört die Hitze nicht. Im Gegenteil, je mehr Wärme, desto gesunder und widerstandsfähiger bin ich. Und mein Adolf bemerkt gar nichts von der afrikanischen Glut, so vertieft ist er in seine Studien zu dem militärischen Werk, das er hier schreiben will. Heute ist er nach Nizza gefahren, um einige Bücher und Karten, die er sich bestellt hat, heraufzuholen. Er braucht viele solche Sachen zu seiner Arbeit und ist furchtbar fleißig. Auf diese Weise bin ich oft mir selbst überlassen und gebe mich in einer Rosenlaube oder an einer Stelle des Gartens, wo man weithin übers Meer bis nach Korsika blickt, meinen Träumen hin. Alle die wunderschönen Erinnerungen an die Hochzeitsreise werden hier wieder lebendig. Es ist ein wahres Paradies. Und doch ergreift mich mitunter eine stürmische Sehnsucht nach unserem reizenden, kleinen elsässischen Bergstädtchen, das nun Adolfs Garnison geworden ist, und in dem wir ein so herziges Häuschen unser Eigen nennen.“

Das alles hat sich doch für uns wunderbar gut gestaltet, und ich wünsche mich oft und oft aus all dieser zauberischen Schönheit fort in den Schutz und Frieden unseres traulichen Heims und Vaterlandes. Ja, da werdet Ihr nun wohl über mich spotten. Aber ich muß es doch gestehen, daß es mir manchmal hier gar nicht recht behaglich zumute ist. Man hört und spricht doch viel von der nie zur Ruhe kommenden Rebanchefucht der Franzosen. Man bestärkt das Volk in seiner Kriegslust und stellt es sich ganz einfach vor, die Deutschen zu besiegen und nach Berlin zu spazieren.

Seht Ihr, diese Sorge ist die Schlange in meinem Paradiese hier. Adolf wage ich gar nichts davon zu

sagen, denn der würde mich tüchtig auslachen und mich Hasenfuß nennen. Und dabei möchte ich doch so gern eine starke, mutige Soldatenfrau sein.

Ein paar Wochen bleiben wir noch, dann — — —

Oh, eben höre ich das Auto den Berg heraufstuten. Verzeiht, Ihr Lieben, da mache ich schnell Schluß. Denn ich muß zu seinem Empfang auf der Terrasse stehen.

Innigst

Eure Rose-Marie.“

„Ein echter, lieber Rosemie-Brief!“ sagte Lofia, da Eva die Blätter zusammenfaltete. „Ein Hauch Wehmut über allem. Oder bilde ich mir das nur ein? Schade, daß mein Vetter Adolf gerade kam, sonst hätte sie vielleicht noch viel geschrieben.“

„Gast du denn auch gelesen, was auf dem Rand steht?“ knarrte Bertas Stimme. „Wahrscheinlich ist es das wichtigste.“

Gilgigt ließ Eva Bertas Säfelarbeit fahren, nach der sie neugierig gegriffen hatte. Mit beutelüsteren Augen zog sie den Brief wieder aus dem Umschlag.

„Wahrhaftig, da steht noch was! Schleierhaft, daß mir das entgehen konnte.“ Mit flinken Blicken überflog sie die flüchtig hingeworfenen Worte. Dann mit spitzbübischem Lächeln: „Entschuldige, Lofia, ich kann nichts dafür!“ Und sie las:

„Denkt Euch, Rolf ist auf der Rückreise von Südwest! Das Klima bekam ihm nicht. Er hat vorläufig einen Pächter auf seine Farm, die sehr schön sein muß, gesetzt.“

„Fein, daß er wieder im Lande ist!“ meinte Eva unschuldig und warf unter gesenkten Lidern einen listigen Blick auf Lofia.

Rühl sah Lofia auf.

„Gast du besonderes Interesse daran? Da er in Hamburg zu Hause ist, wirst du ihn wohl kaum zu sehen bekommen.“

„Na, ich meinte bloß so“, die junge Frau machte sich mit dem Öffnen des zweiten Briefes zu schaffen. „Man kann ja nie wissen, wie's im Leben kommt.“ Und da sie sich in ihrer Erwartung, eine Antwort zu erhalten, getäuscht sah, forderte sie noch stärker heraus: „Übrigens, da ich ihn ja gut kenne, werde ich ihm schreiben und ihn bitten, uns recht bald zu besuchen. Das wäre doch nett, nicht wahr?“

„Mir würde es ungemein interessant sein, jemand, der direkt aus Afrika kommt, zu sprechen“, sagte Berta in ihrem breiten, zur Ungeduld reizenden Ton. „Ich möchte fast sagen, daß es für mich, die ich doch, ohne mich irgendwie . . .“

„Und du, Tosia?“

Rücksichtslos fuhr Eva dazwischen. Nein, das ging über ihr Vermögen, diese zwanzigmal eingeschachtelten Sätze zu Ende anzuhören. Herauskommen tat schließlich auch nicht einmal etwas dabei.

Tosia war gewappnet und tappte nicht in die Falle. Nicht einmal rot wurde sie, als sie ruhig und doch mit leichtem Triumph erwiderte:

„Famos, Ebelinchen! Da habt ihr dann doch wenigstens auch eine nette Unterhaltung, während ich im Gebirge schwelge und ihr meine holde Gesellschaft entbehren müßt. . . . Wollen wir aber nun nicht endlich Karolas Brief lesen?“

„Dafür bin ich auch, wenn Tosia nun doch einmal — unbegreiflicherweise! — von diesem wundervollen Koff Garberfen nichts wissen will!“ ließ Berta sich vernehmen und griff dadurch mit plumpen Händen in das zarte Gewebe, das Eva der widerspenstigen Tosia über den Kopf zu werfen gedacht hatte.

Ein wenig beleidigt zwar, aber doch auch wieder voller Verlangen, den Inhalt des anderen Briefes zu erfahren, begann Eva — nun auch Karola möglichst in Ton und überschwenglichkeit kopierend —, also:

„Liebeliebte Eva!

Glücklichstes der Menschenkinder!

Wenn meine Gedanken über die grauen Fluten des Kanals hinüber nach Deutschlands Gauen wandern, rasten sie mit besonderer Vorliebe in der trauten Wärme Deines gastlichen Heims, in dem ich meine müden Glieder ruhen durfte, bevor ich mit frommem Schauer englische Erde betrat, die mir nun — wer weiß es, wie lange, denn das steht noch in den Sternen geschrieben —, Heimat und Familie ersetzen soll.“

„Alle guten Geister! Was für ein Satz!“ rief Tosia, nach Atem ringend. Und auch Eva schnappte förmlich nach Luft, wie ein Fischlein, das man aufs Trockene gefegt hat.

„Kam Karola gerade von einer großen Fußwanderung, als sie bei euch einkehrte, daß sie so erschöpft die Glieder strecken mußte?“ fragte Berta einfältig.

Diese Frage war wirklich, ohne daß man Berta damit zu nahe trat, im höchsten Grade töricht zu nennen. Denn während eines ganzen Pensionsjahres waren sie Zimmergenossinnen (Olymp hieß der geweihte Raum!) gewesen. Und in dieser langen — nicht immer friedfertigen! — Zeit hatte sie genügend Gelegenheit gehabt, Karolas „blühende“ Ausdrucksweise kennen zu lernen. So konnte sie sich denn auch wirklich nicht wundern, daß ihr nur ein etwas mitleidiges Achselzucken, ein kleines, abweisendes Wort zuteil ward, und Eva mit belustigter Spannung weiterlas:

„Du kennst meine Sehnsüchte. Sie strebten stets nach den Grenzen des Horizontes, nach fremden Völkern, exotischer Erde. Mein Hoffen und Wünschen ging immer über das gewöhnliche Maß der Sterblichen hinaus . . .“

„Nieber Himmel, nun sitzt sie bei den „beefs“,“ sagte Tosia geringschäßig. „Sind die nun wohl wirklich dazu geeignet, um ‚exotische‘ Wünsche zu befriedigen?“

„Nachhaft! Über das gewöhnliche Maß der Sterblichen!“ spöttelte Eva. „Unglaublich anmaßend ist die

gute Kalliope! Was liegt da nun wieder für eine Überhebung drin!"

"Sich versteht das falsch", begann Berta breitischichtig und zählte zwischendurch eine unendliche Reihe Luftmaschen. „Karola will doch nur damit sagen — —“

Indessen zu diesen Erläuterungen ließ Eva es nicht kommen.

„Verzeih, ich will doch erst schnell mal weiter sehen“, sagte sie sehr höflich und fuhr in der Lektüre fort:

„Ich habe wirklich Glück gehabt, so rasch nach beendigten Examen durch Vermittlung des Stiftes diese Stelle zu erhalten. So hat der Aufenthalt in der puritanischen Zucht doch wenigstens ein Gutes gehabt. Die Bören zu unterrichten, ist mir natürlich weniger sympathisch, denn sehr kinderlieb bin ich, ehrlich gestanden, nicht. Sie belästigen mich immer weit mehr, als sie mich erfreuen. Aber das muß ich halt mit in den Kauf nehmen. Sehr merkwürdig ist es, zu beobachten — und auch mitunter recht unbequem für mich —, wie schon bei den Kindern sich die Charaktereigentümlichkeiten des Engländers ausprägen. Rücksichtslos und egoistisch sind sie durch und durch. Über den Ausländer, der bei uns hoch in Gunst steht, zucken sie die Achseln. Alles Fremde, was für mich einen geheimnisvollen Reiz hat, gilt ihnen nichts. Sie beuten es nur aus und lassen es dann fallen.“

Doch nun will ich Euch mal ein bißchen von dem luxuriösen englischen Leben erzählen. Wir wohnen in einem wundervollen, eleganten Hause, von dem ich, als „Governess“, allerdings bis jetzt noch nicht viel gehabt habe. Ihr Reich ist leider fast ausschließlich die Schulstube. Und außer den Kindern sucht auch jeder Erwachsene im Hause — bis zu den besseren Diensthoten hinab —, die möglichsten Vorteile aus der „Governess“ herauszuschlagen.

Natürlich werde ich mir das nicht lange bieten lassen, obgleich ich gewiß jedem gern gefällig bin — —“ („Na, na, gute Karola! Früher war das nicht deine stärkste Seite! Aber gegen Ausländer ist's wohl was

anderes!“ sagte Eva in Parenthese.) — — „Ich muß den Menschen zeigen, was man meinem Namen schuldig ist . . .“

„Liebe Zeit! Bierzipfel!“ warf Tosia mitleidig dazwischen.

„ . . . schuldig ist. Wer weiß, mit wem sie es vorher zu tun gehabt haben. Für meine dichterischen Bestrebungen hat hier natürlich auch kein Mensch Interesse. Es ist doch seltsam, daß die Welt erfüllt ist von Nausen!“ — („Aha! Das alte, liebe Wort!“)

„Gestern die Nachricht von dem Mord in Serajewo an dem Thronfolgerpaar von Österreich hat mich furchtbar erschüttert. Nichtsdestoweniger hat die Kunde meinen dichterischen Schwung großartig befruchtet. Paß mal auf, was für ein wundervolles Epos mein Geist daraus formen wird. Goffentlich läßt man mir die Zeit dazu, alles was in mir wogt, in die dichterische Form zu gießen. Verständnis kann ich um so weniger allerdings erwarten, als man dem Mörderpaar noch Sympathien entgegenzubringen scheint.“

Jetzt muß ich schließen. Alle Welt macht Ansprüche an mich. Recht lästig! Dergleichen war in dem Kontrakt gar nicht vorgesehen. Aber im Profitierenwollen ist der Engländer nun mal groß.

Außerdem schnattere ich vor Kälte in meinem feuchten, düsteren Loch von Zimmer. Ich verstehe nicht, warum die Erzieherin immer das schlechteste haben muß, wo doch wahrlich genug Räume vorhanden sind.

Im übrigen erwarte ich von meinem Aufenthalt hier noch Großes. Manchmal überwältigt mich der Gedanke schier, in E n g l a n d zu sein, bei dem reichsten, stolzeften Volk der Welt.

Zwei heiratsfähige Söhne sind übrigens auch im Hause. Sie brauchen nicht zu arbeiten, da sie ja Geld genug haben. Mir gegenüber bewahren sie noch eine vornehme Zurückhaltung, aber es wird mir nicht schwer werden, sie durch Liebenswürdigkeit und Esprit zu be-

zwingen. Und wenn sie nun erst gar erfahren, daß ich Dichterin bin — — —

Na, addio! Gruß an Lofia. Seltsame Zügung, daß Ihr wieder in der schönen, süddeutschen Residenz zusammengekommen seid. Hoffentlich wißt Ihr es anzuerkennen, daß ich Euch über all dem Neuen, Überwältigenden nicht vergesse.

Stets Deine alte Pensionsfreundin, Mitglied der Réunion des Six,

Barola von B.

Denk' Dir, ich sehe schon ganz englisch aus. Neulich hielten mich Gäste, als sie mir im Park begegneten — ich mußte empörenderweise die Rangen hüten, während Nachmittagsgesellschaft war! —, für eine Engländerin. Du kannst Dir denken, wie stolz ich war!"

Bevor noch Eva ganz zu Ende gelesen, sprang Lofia auf. Wie ein Löwe im Käfig rannte sie in der engen Veranda auf und ab.

„Unerhört! Empörend! Die Schamröte steigt einem ins Gesicht! Das will eine Deutsche sein! Und gar die Tochter eines Offiziers. Diese Ausländerei bei uns — es ist grauenhaft! Statt stolz zu sein, sich zu preisen vor aller Welt . . .“

„Und Schorschel hat es ihr noch so eindringlich ans Herz gelegt, ihr Deutschtum nicht zu vergessen und zu verleugnen“, sagte Eva, gleichfalls aufs tiefste erregt. „Er hat sie doch gleich richtig taxiert. Na, wir wollen ihr aber einen Brief schreiben — — —“

„Greifert euch doch nicht so schrecklich!“ ließ Berta sich vernehmen und sah mißbilligend von einer zur anderen. „Seht ihr denn nicht aus jedem dritten Wort, daß der liebe Gott ihr in den vergötterten Engländern selbst schon eine Rute bindet, um sie empfindlich zu züchtigen?“

„Ja, da hast du auch recht, guter Zugendspiegel!“

Gleichzeitig griffen vier Hände nach den Briefblättern, um wenigstens nochmal ausgiebig diese Veruhigung

daraus zu schöpfen. Mit glühenden Wangen und vielen entrüsteten Ausrufen ging die Lektüre vorstatten. Dann ward der Beschluß gefaßt, den Engländern lieber doch nicht allein die Lehre zu überlassen. Man wollte schreiben, bald, gründlich, und mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge halten!!

Still, wie ein Fels im brandenden Meere, saß Berta dabei. Sie häfelte mit einem Eifer, als hinge Welt und Seligkeit davon ab. Als aber dieser letzte Entschluß gefaßt wurde, ließ sie die Hände auf den Tisch sinken. Und mit hohler Stimme sprach sie schauernd:

„Da gnade ihr Gott!“

### 3. Kapitel.

Wie ein Traum war es Lofia, wie ein ganz, ganz wundervoller.

Schlug sie zu früher Morgenstunde die Augen auf, so weilte ihr trunkener Blick auf grauen Bergwänden, deren steile Gipfel die rosenfingrige Gös mit glühendem Purpur bemalte. Lockend gleiste unter dem zarten Blau des Himmelsdomes der Firnschnee. An einzelnen Stellen zog er sich weit hinab bis dorthin, wo der dunkle, ernste Bergwald sich an die schroffen Hänge schmiegte.

Unbelebt, im zarten Duft des erwachenden Morgens, lag noch das Thal. Aber schon nahte das Leben. Läutende Herdenglocken, erst fern und leise, dann stärker anschwellend, füllten die Dorfstraße mit fröhlichem Lärm. Der Ruhhirte tutete ermunternd auf seinem Horn, begleitet von dem fröhlichen Spiel klatschender Peitschenschläge. Die Stalltüren öffneten sich. Einzeln oder in kleinen Trupps stießen die schön gehörnten Rinder gemessenen Schrittes zur großen Herde. Mit geräuschvollem „Muh“ begrüßten sie sich. Ferner und ferner tönte der heitere Kling-Klang . . . dann wieder nächtliche Ruhe und Stille.

Doch nein. Nun hallte der Schritt der Frühaufsteher durch die einsame Straße, der Schritt jener, die es gekostet haben und wissen, was es heißt, die Natur in ihrer heiligen Morgenschönheit zu bewundern.

Auch Lofia litt es nicht länger in der engen Stube. Jauchzend eilte sie hinaus und kam selig, einen großen Strauß farbenfroher Bergblumen in den Händen, zum Frühstück zurecht.

Wie zärtlich begrüßte sie die Mama, wie schmeckte das honigbestrichene, kräftige Landbrot, wie lugte die

Morgensonne so fröhlich durch die grünen Ranken der Veranda!

Und ringsum eine übermütige, schwatzende Jugend, erfüllt von vollbrachten oder zukünftigen, kühnen Bergsteigertaten. Ein anmutendes Bild auf alle Fälle.

Denn das vielfarbige, buntgeblünte Dirndlkleid herrschte vor, und die Herren — ob jung, ob alt — trugen fast ausnahmslos eine der Trachten, die von den Söhnen des bairischen Gebirges bevorzugt werden.

„Muttili, sieh nicht so finster drein! Die Welt ist ja so himmlisch schön!“ bettelte Lofia ungestüm, da sie die Mutter mit ernstest Mienen die Zeitung lesen sah.

Frau Eschenhorst hob das zarte, schöne Gesicht, aus dem der Leidenszug der vielen Krankjahre noch immer nicht ganz gewichen war. Ging wirklich ein dunkler Schleier über der herrlichen, sommerschönen Landschaft oder warf die böse Zeitung diesen häßlichen Abglanz darüber hin?

Sie seufzte. Und es drängte sie fast übermächtig, ihre Sorgen und Kummernisse laut werden zu lassen. Aber wenn sie dann Lofias glänzende, erwartungsvolle Augen auf sich gerichtet sah, so tat es ihr doch um jede Minute Leid, die sie ihrem Mädchel von der Sommerfrische durch — vielleicht ganz unnötige — Sorgen verkümmern sollte. Und waren denn nicht auch all die anderen Menschen gedankenlos heiter und genossen den Augenblick?

Liebevoll nickte sie, die Zeitung beiseite legend, Lofia zu und schob ihren Stuhl zurück.

„Ja, wir wollen hinaus. Das Wetter ist wunderschön.“

Der Aufbruch der Majorin mit ihrer entzückenden Tochter vom Frühstückstisch gab auch das Zeichen für andere, sich zu erheben. Mancher der jungen Herren lauerte schon auf die Gelegenheit, sich nach dem Befinden der Damen erkundigen zu können, und die jungen Mädchen brannten auf gemeinsame Unternehmungen.

Denn man hatte natürlich längst Bekanntschaft miteinander geschlossen.

Bald war eine große, vergnügte Gesellschaft auf dem Wege. Mit Bergstöcken und Sägematten, mit Rucksäcken, die unglaubliche Probiantmengen bargen, mit Todencapes, Luftkissen und verheißungsvollen Leihbibliotheksbänden, je nach größerer oder geringerer Wanderabsicht.

Nach wenigen Stunden auf sanft ansteigenden Waldpfaden erreichte man das Ziel für die Mittagsrast, die Sennhütte auf der Himmelwandalm. Während die älteren Herrschaften und die Marschmüden sich nach einem geeigneten Lagerplatz umsahen, stürmten die noch Latendurstigen die windschiefe, von Felssteinen beschwerte Holzhütte.

Mit Gallo wurde die Sennerin vom Heustadel heruntergeholt. Dann mußte sie das Feuer unter dem Dreifuß schüren. Und während bald unter Qualm und Knistern die Flammen hochschlugen, ward das Mehlsak herbeigerückt.

Ein Schmarren, ein ganz regelrechter Schmarren, bei dessen Bereitung man noch dazu selbst Hand anlegen durfte, war das Ziel der allgemeinen Sehnsucht. Schon während des ganzen Weges hatte man sich an dieser lockenden Perspektive gereizt.

Geschäftig nahm Tofia einen Topf vom Bord und begann Mehl hineinzulöffeln.

„Was wolln's denn mit dem floanen Gaserl, Freil'n?" fragte die Sennerin gutmütig, während sie eine Pfanne von unwahrscheinlichen Dimensionen auf den Dreifuß setzte.

„A I e i n?" Tofia errötete, denn sie fühlte all die jungen, lachenden Augen gespannt auf sich gerichtet. „Das ist doch ein ganz stattlicher Topf! Ich denke, man kann die erste Portion darin anrühren.“

„Oh mei! Das einfältig' Kindl! Da daten die Leit' da heraußen sich schön umschaun!“ Suchend blickte die derbe Mägauerin umher. Dann griff ihre braune Hand

nach einem riesigen Steintopf. „Der da! Der möcht' 's rechte Moak hab'n.“

Mit vor Erstaunen immer größer werdenden Augen sah nun die Jugend dem Treiben der Sennerin zu. Die schien wahrhaftig zu denken, daß ein ganzes Regiment gespeist werden sollte. Derartig „wütete“ sie in dem Mehl-, Milch- und Eievvorrat. Und zuletzt nahm sie — o Schrecken! einen regelrechten Reifigbesen und peitschte den Teig damit durcheinander.

„Feine Nummer!“ tuschelte ein Berliner Student in den Kreis der jungen Mädels, die nicht recht wußten, was sie zu den Gepflogenheiten der Almhütte für eine Miene machen sollten. „Raum sind wir raus, wird mit demselben Besen hier die Bude ausgefegt!“

„Pfui! Bereckeln Sie einem doch den Appetit nicht!“ zürnte Tofia. „Außerdem war er sauber mit dem Kopf nach oben aufgehängt.“

In der Pfanne prasselte die von einer wahren Lavine abgestochene Butter. Und ehe man sich dessen versehen, ergoß sich, von kräftigen Armen gehoben, die gelbliche Masse in das zischende Fett, um sich in wenigen Minuten in köstlich duftenden Schmarren zu verwandeln.

Im Triumph wurde das Mahl hinausgebracht. Dort lagerte, umgeben von den bereits ausgepackten, mitgebrachten Schätzen, unter einer herrlichen Föhrengruppe der Rest der Gesellschaft.

Der Platz war wunderbar gewählt.

Schwellend zog sich der von bunten Blümchen durchstickte Wiesenteppich bis zu einem silberklaren, geschwägigen Bachgerinnsel. Jenseits breitete sich die von weidenem Vieh belebte, saftgrüne Alm, bis sie sich an einer steil aufsteigenden Bergwand verlor.

Liebevoll umsorgte Tofia ihre Mutter.

Es war ihr doch etwas bänglich, ob sie ihren zarten Kräften auch nicht zu viel zugemutet hatte. Aber frisch und freudig ließ die Majorin sich schmecken, was Tofia ihr noch von den mitgebrachten guten Dingen zu dem Schmarren auf den Teller legte.

Bald war auch Tofias Hunger gestillt. Geräuschlos stand sie auf.

„Paß mal auf, Muttili, was ich dir für ein schönes Stieftapläßchen zurechtmachen werde.“ Sie nahm die Hängematte und ein Kissen. „Sobald das Nestchen fertig ist, hole ich dich.“

Leichtfüßig eilte sie davon. Indessen gelang es ihr nicht, unbemerkt und allein zu entweichen. Einige der männlichen Wandergenossen boten ihre Begleitung, ihre Hilfe an. Nun wollten auch die jungen Mädchen nicht zurückbleiben, und trotz Tofias Protest zog eine ganze Karawane aus, um Frau Eschenhorsts Lager herzurichten.

Es ward denn auch eine wunderbar idyllische Stätte gefunden, in deren Nähe auch die übrigen Wandermüden sich niederließen. Hier wollten sie schlafen, lesen, rauchen, plaudern, bis die junge Gesellschaft von ihrem Ausflug nach dem berühmten, nicht ganz leicht zu erreichenden Mondbachwasserfall zurückgekehrt war.

Tosia hatte ihr Skizzenbuch mitgenommen, und es gelang ihr auch wirklich mit allerlei Risten, unbelästigt einige der schönsten Punkte mit gutem Blick und sicheren Strichen festzuhalten. Sie freute sich schon darauf, ihrem Mallehrer diese Ausbeute aus der Sommerfrische vorzulegen. Denn der hatte recht ungläubig gelächelt, als sie ihm eine solche vor der Abreise verheißen. Aber sie wollte schon beweisen, daß sie auch über dem Vergnügen kleine Pflichten nicht vergaß, und daß, umgekehrt, kleine Pflichten ihr ein Vergnügen waren. Pudelnak geworden durch den dicht sprühenden Gischt des Wasserfalls, beladen mit prachtvollen Sträußen, kehrte man schließlich zum Lagerplatz zurück.

Tosia, die wohl fast der einzige Neuling in solchen Gebirgsfreuden war, konnte nicht genug ihr Glück preisen, daß man an einer gegenüberliegenden Felswand leibhaftige Geyser hatte beobachten können. Auch sei man „beinahe“ bis zu einer Stelle gelangt, von der aus besonders Waghalsige in früheren Jahren auf Edelweiß-

suche ausgezogen wären. Mit glühenden Wangen schilderte sie der Mutter haarflein alles Erlebte und Gesehene und bemerkte darüber gar nicht, daß der Berliner Student ihr immer feurigere Blicke zuwarf und immer schwermützvollere Seufzer ausstieß.

Unter Scherzen, Sang und Lautenspiel ward endlich der Heimweg angetreten. Vorüber an dem idyllischen Gebirgssee, über dessen geheimnisvolle, schwarz-grüne Wasser die Abenddämmerung schon sanfte Schleier spann. Über blühende Matten, die der letzte rosige Schein des verglühenden Abendhimmels küßte. Durch düstere, fast lichtlose Waldgründe, auf deren engen Pfaden das starke Geschlecht den älteren Damen zuborkommend den Arm bot, bis man das Hochtal erreicht hatte, auf dessen Sohle das freundliche Dörfchen sich ausbreitete.

Vor der Haustür der Pension fauchte ein staubiges Reiseauto, das seine glühenden Augen wild auf die Ankömmlinge warf.

„Hal! Neue Gäste! Und feudale dazu, die weit her in einem eigenen Automobil zu kommen schienen.“

„Wer mochte es sein? Ob sie hier im Hause absteigen würden? Ob es einen angenehmen Zuwachs zur Gesellschaft bedeutete?“

„Man wollte ja zwar nicht gerade neugierig sein. Indessen, ein Verbrechen war es gewiß auch nicht, wenn man ein wenig zögerte, um zu sehen. . . .“

Und da sah man denn auch — — —

Der Berliner Student biß sich die Lippen blutig und überlegte im wutsprühenden Innern sämtliche Duellmöglichkeiten!

Also da h e r war Fräulein Tosia Eschenhorst so unempfindlich gegen seine sonst doch erprobt unwiderstehliche Persönlichkeit!! Nun wurde ja mit einem Schlage alles klar! Die Schlangel! Die Geuchlerin! Die Falschel!

Mit hochroten Wangen und gesenkten Augen stand sie vor dem eleganten Herrn im Automantel. Er küßte ihr die Hand, die er gar nicht wieder loslassen zu wollen

schien. Und er redete auf sie ein, und sie lachte verlegen. Oh, die beiden schienen ja recht . . . recht bekannt miteinander.

Der Student, der bisher Tosias Zurückhaltung innerlich „albern“ und „gänzig“ titulierte hatte — (natürlich, seine Eitelkeit fühlte sich dadurch verletzt, daß Tosia nicht glücklich auf seine Schuldigungen einging!) —, fand jetzt ihr Benehmen herausfordernd und unweiblich. Dabei tat sie nichts, wie einfach dem zuhören, was der Fremde sagte. Und dann endlich drang ihre helle Stimme durch die abendliche Stille:

„Morgen müssen Sie mir noch viel erzählen, Herr Gardersen. Jetzt muß ich aber schleunigst rausgehen. Meine Mutter weiß ja gar nicht, wo ich geblieben bin.“

„Vielleicht schlagen Sie Ihrer Frau Mutter eine Autofahrt für morgen vor?“ bat der Fremde in einem Tone, als ob ihm die Annahme dieses Anerbietens so etwa eine Gnade bedeuten würde. (So fanden die Laischenden wenigstens!)

Halb schon war Tosia davongehuscht.

„Mal sehen — gute Nacht!“ Und nochmals, ins Allgemeine gerichtet, in die ringsum lagernde, rabenschwarze Nacht: „Gute Nacht, den Wandergenossen!“

„Unglaubliches Benehmen!“ sagte voller Gift halblaut der Student. Wen seine Worte treffen sollten, mußte er eigentlich selbst nicht genau.

„Sie ist noch reizender geworden“, dachte Rolf Gardersen und sah mit tiefem, sehnsüchtigem Blick zum Sternenhimmel empor, als müsse ihm von dorthier alles Heil kommen.

#### 4. Kapitel.

Fröhlicher Zuruf, aber auch manch neidischer Blick geleitete am folgenden Morgen das inzwischen wieder blitzblank gewordene Auto. Sinein in die Berge ging's, allen schönen zu Fuß niemals erreichbaren Felsen entgegen.

Rolf Gardersen lenkte seinen Wagen selbst. Unfähig saß der Chauffeur neben ihm. Die Damen, wohl verwahrt gegen Staub und Sonnenbrand, machten es sich im Fond des Wagens bequem.

So genoß Tosia diese Fahrt mit vollen Zügen. Glücklich und unbefangen schwafte sie mit der Mutter von fern- und nahliegenden Dingen, und Rolf fing begierig jedes Wort auf, das ein gefälliges Lüftchen ihm zuwehte.

Mitunter aber auch schwieg sie ganz plötzlich. Dann eilten ihre Gedanken um fast zwei Jahre zurück, zu der verhängnisvollen Autofahrt in Krotoschewo, wo ihr ungebändigter Eigenwille Rose-Maries Leben und das eigene aufs Spiel gesetzt. Nie konnte sie ein Auto besteigen, ohne daran zurück zu denken. Wie lange war das alles her? Liebe, liebe Rose-Marie! Träumerisch sah sie geradeaus. Und der, der vor ihr saß, war der lieben Rosemie lieber Bruder. . . .

Zur Mittagszeit wurde an einem einsamen, wunderbar gelegenen Wirtshaus Rast gemacht. Mit grobem Linnen bedeckte die Wirtin den einfachen Holztisch, über dem uralte Tannen Schatten spendeten. Weiße Bergspitzen reckten sich wie Nadeln in den tiefblauen Himmel und spiegelten sich majestätisch in dem grünen Wasser des kreisrunden, kleinen Bergsees. „Das Himmelsauge“ nannten die Bewohner dieses Landstriches das unergründliche Gewässer, gewiß eine sinnig-schöne Bezeichnung!

Nun zum ersten Male, während die ländliche Wirtin auftrag, was Küche und Keller boten, kam eine Unterhaltung in Gang. Rolf mußte erzählen, obgleich er so viel lieber dem Geplauder Tosias gelauscht hätte. Die Reisen der letzten Jahre, sein abenteuerliches Leben in Afrika boten reichen Stoff.

„Nun sind Sie wieder hier,“ schalt Tosia lachend, „und dabei hatten Sie uns doch zum Besuch auf Ihrer Musterfarm eingeladen! Wissen Sie noch, in Lubowo? Da war doch alles bis ins kleinste schon verabredet. Ich bin grenzenlos enttäuscht.“

„Rose-Marie hätte Sie doch nicht begleitet“, tröstete Rolf. „Oder glauben Sie, daß sich das junge Ehepaar so lange getrennt hätte?“

„Adolf hätte ja mitkommen können“, spann Tosia das schöne Thema weiter aus. „Das wäre überhaupt wundervoll und das einzig Wahre gewesen.“

„Nun werden die Damen hoffentlich mal mein Gut in deutschen Gefilden besichtigen. Es wird ja nicht durchaus Afrika sein müssen. Außerdem bedeutend bequemer zu erreichen.“ Herzliche Bitte im Blick, sah Rolf Frau Eschenhorst in die Augen.

„Existiert es denn schon, oder liegt es noch im Monde?“ scherzte Tosias Mutter mit der ihr eigenen Anmut.

„Ich muß allerdings bekennen, daß es noch ein Mondschloß ist!“ gestand Rolf mit drolliger Miene. „Aber eines Tages werde ich es haben, und dann wird es wundervoll sein.“

„Schade, das ist gar nichts Greifbares zum Freuen“, sagte Tosia, aus ihrer gelinden Mißbilligung kein Geißel machend. „Und von meiner Rosemie wissen Sie wirklich auch nichts Neuere?“

Über Rolfs gebräuntes, männlich schönes Antlitz legte sich ein tiefer Schatten.

„Leider nein —, und ich . . . sorge mich darum.“

Ungestim beugte Tosia sich über den Tisch, um ihm recht nahe in die Augen zu sehen.

„Was ist mit Rose-Marie?“ rief sie gequält. „Ist ihr etwas geschehen? Liegt sie womöglich krank im fremden Lande?“

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Tosia“, bat Rolf warm. „All das hoffe ich nicht. Nur . . . es ist jetzt keine gute Zeit, um in Frankreich zu sein!“



Betroffen sah Tosia von Rolfs ernstem Gesicht zur Mutter hinüber. Und sie bemerkte, daß beide einen kummervollen Blick wechselten. Außer sich sprang sie auf.

„Ihr verbergt mir etwas! Etwas Furchtbares! Oh, sagt es mir doch! Ich bin doch wahrhaftig ein verständiges Mädchen, das Schlimmes hören kann“, bat sie inständig, beschwörend.

„Ihre Frau Mutter wollte Ihnen wahrscheinlich die schönen Tage hier nicht ohne Not verderben“, sprach Wolf voller Herzlichkeit. „Und es sind ja vorläufig auch nur unhaltbare Befürchtungen, aber — —“

„Und was? . . . Was ist's?“ drängte Tofia.

Frau Eschenhorst bewegte die Lippen, doch brachte sie keinen Laut hervor.

Da mußte Wolf es sagen. Wie ein Senker kam er sich vor, daß er diese Brandfackel in das ahnungslose Gemüt schleudern sollte. Gleichsam zum Schutze legte er seine von der afrikanischen Sonne verbrannte Rechte über ihre Hand.

„Unserm Vaterlande droht ein Krieg, Fräulein Tofia!“ sprach er leise.

„Krieg.“

Tofia wiederholte das Wort ganz leer, als ob es ihr gar nichts sage. Und dann plötzlich, die Bedeutung voll erfassend:

„Großer Gott, ist's möglich? . . . Krieg?! Sa, Mutili —“, hilflos sah sie von einem zum andern. — — „Sa . . . und Pappchen? Der müßte doch mit?! Und Adolf . . . und Tönchen . . . und wir sitzen hier und freuen uns?! Ach, es ist doch wohl nicht möglich! Herr Gardersen machte einen schlechten Scherz! Woher soll denn auch plötzlich ein Krieg kommen?“

In blöder, ungewisser Frage, die ihren rasenden Herzschlag verbarg, ergriff sie der Mutter Hände.

Frau Eschenhorst wandte sich ab, um ihre aufsteigenden Tränen zu verbergen. Sie wollte so gern stark sein, um in der unausdenkbar schweren Zeit, die vielleicht hereinbrach, ihrer Tochter mit gutem Beispiel voranzugehen.

„Noch hoffen wir ja — auf eine glückliche Lösung, geliebtes Kind!“ flüsterte sie stoßweise, Tofias Hände heiß umflammernd. „Auch der Papa . . . auch die Zeitungen . . .“

„Wir wollen auch nicht aufhören, zu hoffen,“ sagte Wolf mit beschwichtigender Herzlichkeit, „obgleich wir froh

sein sollten, wenn endlich kommt, was doch über kurz oder lang einmal kommen mußte! Dieses ewige Drohen am politischen Horizont, diese unaufhörliche Hochspannung waren auf die Dauer ja unerträglich.“

Tofia stützte die Arme auf den Tisch und bedeckte ihr glühendes Antlitz mit den Händen.

Erst sich sammeln, sich fassen! Das Entsetzliche überdenken, was sie gehört. So plötzlich, so unvorbereitet war das grauenhafte Gespenst in ihren Gesichtskreis getreten. In wildem Jammer hämmerte ihr Herz, vor den Ohren rauschte qualvoll das angstgepeitschte Blut.

Und um sie der hehre Friede der Bergwelt, das sanfte Plätschern des Sees, das ferne, liebliche Getöse einer Schalmel. Kein Laut weiter. Denn auch die anderen schwiegen in schweren Gedanken.

Das Vaterland in Not, liebe, teure Menschen in Gefahr! Ströme von Blut, unabsehbares Elend, der Feind . . . . heiliger Gott!! Der Feind vielleicht im Land?!

Dampf schluchzend krallte sie die Finger in das wirre Haar. Das konnte man einfach nicht ertragen!! Nein, nein! Wie sollte denn wohl ein schwaches Menschenherz so Gräßliches überstehen?!

So tobte, rang und schrie es in Tofias Innerem.

Aber nur für kurze Minuten. Dann ward sie Herr über Ungestim und Schwäche. Vernunft und Besinnung kehrten ihr zurück. Jetzt gerade durfte man nicht schwach und feige sein. Jetzt galt es, fest an seinem Plaze zu stehen und dem Kommenden kraftvoll ins Auge zu sehen.

Aufatmend schüttelte sie das goldene Gaargeringle zurück. Freien Blickes schaute sie um sich.

„Sie sollen uns nicht klein kriegen, diese Friedensstörer! Wir werden uns schon wehren“, sagte sie zuberstichtlich. „Und jetzt gilt's für uns Frauen und Mädchen, daß wir den Kopf nicht hängen lassen und den Mut nicht verlieren!“ Bärtlich umfaßte sie der Mutter Schultern. „Wir wollen stark sein, Mütterchen, was auch

Kommen mag! Und nun sei lieb und gut und lege dich ein bißchen hin. Die Anstrengungen von gestern und heute sind viel zu viel für dich. Inzwischen lasse ich dummes Ding, das so ahnungslos durch die Welt geht, mir alles von Herrn Gardersen erklären."

Nicht lange darauf lag die Majorin, liebevoll gebettet, in einer der freundlichen Stuben des Gasthauses, und Tofia schritt mit Kolf unter den schattigen Baumriesen am Ufer des Sees entlang.

"Ich muß jetzt stark sein für zwei," sagte sie ernst, "denn meine arme, kleine Mutter ist körperlich gar nicht widerstandsfähig. Welch ein Glück, daß Sie zufällig gerade hierher gekommen sind, Herr Gardersen! Und nun erzählen Sie mir mal, bitte, alles, was ich wissen muß, um zu verstehen."

Kolf hätte ihr gern gesagt, daß seine Anwesenheit durchaus keine zufällige sei. Daß die heiße Sehnsucht seines Herzens, der Wunsch, falls es Ernst würde, Abschied von ihr zu nehmen, ihn hierher geführt.

Aber er unterdrückte es. Dazu war später Zeit, später, wenn die Würfel gefallen waren und die Abschiedsstunde schlug.

Da sprach Kolf von dem Mord in Serajewo. Sprach davon, daß man Beweise habe, wie die Mörder des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin von der serbischen Regierung wahrscheinlich gedungen, mindestens aber unterstützt seien, und daß dieser schändliche Akt blutige Sühne verlange.

"Ja, aber, das geht doch gar nicht!" rief Tofia, "Deutschland kann doch unmöglich mit Serbien Krieg führen! Das liegt doch viel zu weit von uns weg!"

Froh erregt sah sie zum Himmel auf. Oh, die Menschen! Diese Schwarzeher! Gottlob war es einmal wieder gar nicht so schlimm, wie man zuerst gedacht hatte. So traurig natürlich der Mord an dem Thronfolgerpaar auch war, so hatte doch schließlich Deutschland ihn nicht zu sühnen.

"Wir sind aber Österreichs Bundesgenosse, Fräulein Tofia!" sagte Kolf bedeutungsvoll.

"Na, mit dem kleinen Serbenvolk wird das großmächtige Österreich wohl noch alleine fertig werden!" lachte sie. "Ach, Herr Gardersen, ich bin ja so namenlos glücklich! Nun ist alles wieder gut! Ich verstehe gar nicht, daß sich verständige Menschen so ins Bockshorn jagen lassen können. Ein Kind sieht doch eigentlich — — —"

Kolf schüttelte den Kopf.

"Nein, Fräulein Tofia, leider stimmt das nicht. Denn Rußland ist Serbiens Freund . . . und nun unser Feind."

Bestürzt sah Tofia zu ihm auf.

"Aber das verstehe ich alles nicht", meinte sie kläglich. "Was haben wir denn nun wieder damit zu tun?"

"Leider nur zu viel! Rußland und Serbien gehen vereint gegen die Bundesgenossen Deutschland und Österreich."

"Wie furchtbar!" sagte Tofia. "Daran hätte meine Seele nicht gedacht. Eher an die Franzosen. Lieber Gott, wenn die nur nicht nun auch wieder ihre Revanchegelüste kriegen und über uns herfallen! Dann wäre es um uns geschehen."

"Spricht so das tapfere deutsche Mädchen, das Sie doch sein wollten?", sagte Kolf mit leisem Tadel.

Schweigend starrte Tofia vor sich hin.

Ach ja, tapfer sein! Das war nun wirklich leichter gesagt als getan. Wo die Geze der Vorstellungen immer graufigere Bilder fand. Fieberhaft suchten ihre Gedanken nach Auswegen.

"Rußlands Mobilmachung wird lange dauern — Monatel! Das hat Pappchen immer gesagt. Sie haben zu wenig Bahnen, um die Massen schnell an die Grenze zu schaffen", wandte sie schließlich bedrückt ein.

"Man munkelt leider davon, daß Rußland schon seit dem Frühjahr in voller Mobilmachung begriffen ist."

gab er zurück. Und dann setzte er ihr auseinander, daß man hoffe, Japan werde den günstigen Moment nicht ungenutzt vorübergehen lassen, um Rußland in den Rücken zu fallen. Denn die hätten noch ein Süßhörnchen miteinander zu rupfen von ihrem letzten Kriege her. Da sei Rußland dann wenigstens auch noch anderweitig beschäftigt.

„Frankreich freilich werden wir bestimmt gegen uns haben“, kam es schließlich zögernd von seinen Lippen. Denn es war ihm schrecklich, ihre Seele in immer neue Ängste zu stürzen.

„Drei Feindell“ stöhnte Tofia. Dann jedoch erwachte wieder ihre Zuversicht. „Über wir sind auch drei Freundel! Italien geht natürlich mit uns, wo es doch zum Dreibund gehört!“

„Goffen wir es!“ sagte Rolf. Weiter nichts. Ihm schienen die Italiener durchaus nicht so sicher. Allein, das waren vage Vermutungen, aus persönlichen, auf seinen Reisen gewonnenen Beobachtungen und Erfahrungen heraus geboren. Die behielt er besser für sich.

Stumm schritten sie eine Weile nebeneinander her. Keinen Blick hatten sie für die unvergleichliche Pracht und Schönheit des Tages und der sie umgebenden Natur.

Ein Chaos von Gedanken wälzte sich durch Tofias Hirn. Neben der Angst, ihre Lieben und das Vaterland bedroht zu sehen, liefen Pläne her, wie sie die Mutter vor allem Trüben bewahren könne, Besorgnisse um ihr Studium, Ideen von wirklich tiefgehender Bedeutung; ... lächerliche Unwichtigkeiten.

Und Rolf ließ sie still gewähren. Nur zu gut konnte er ja begreifen, wie verheerend diese Eröffnungen auf ein ahnungsloses Gemüt wirken mußten. Daß sie durchfinden und dann tapfer im Branden der Zeit stehen werde, bezweifelte er keinen Augenblick.

Als die hellen Wände des Gasthauses durch die Säume schimmerten, blieb Tofia stehen.

„Der liebe Gott wird helfen“, sagte sie, von tiefstem Vertrauen durchdrungen, unwillkürlich die gefalteten

Hände einen Augenblick gen Himmel hebend. „Er ist gerecht, er wird nicht die Mörder unterstützen! — — — Und mir wird er auch helfen, daß ich nun ein echter, rechter, brauchbarer Mensch werde“, fügte sie mit leiser Stimme hinzu.

Ergriffen schaute Rolf auf das geliebte Mädchen. Ach! Daß er sie nicht an sein Herz nehmen, ihr nicht sagen durfte: In aller Not, was auch kommen mag, wende dich an mich! Ich will dir Trost und Stütze sein!

Aber noch schien ihm die Stunde nicht gekommen. Er wollte nicht voreilig sein, sie nicht überrumpeln, und sich so womöglich alles verderben. Kannte er doch nun schon lange genug ihr widerspruchsvolles, gerade allen Liebesgefühlen abgeneigtes, herbes Wesen.

In gedrückter Stimmung, gedankenverloren, fuhr man den herrlichen Weg zurück.

Rolf Gardersen saß nun mit im Wagen, den Damen gegenüber. Mit geschlossenen Augen, das schöne Antlitz von einem schweren Leidenszug durchfurcht, lehnte die Majorin in der Ecke. Auch Tofias Lebhaftigkeit war gebannt. Nur ab und zu tauschte sie eine Bemerkung mit Rolf, die alle an die kritische Lage des Vaterlandes anknüpften. Außerlich entschlossen und gefaßt, wenn auch in ihrem Innern jeder Nerv bebte, sah sie dem Kommenden entgegen. Die große Zeit sollte einen würdigen Menschen in ihr finden.

Unerwartet rasch lag das Dörfchen, das sie am Morgen so fröhlich verlassen hatten, wieder vor ihnen. Friedliche Rauchwölkchen kräuselten sich aus den niedrigen Schornsteinen zum Abendhimmel empor, an dem rosige Dämmervölkchen dahinsegelten.

Warum dieses Bild ihnen einen solchen Eindruck machte, wußten beide nicht. Aber Tofia sowohl als Rolf hatten das Gefühl, als würden sie es bis an ihr Lebensende nicht vergessen.

Dieses Bild des Friedens, auf das der unerbittliche Griffel der Geschichte tiefe Runen zu malen begann.

Dumpfer Trommelwirbel machte die Herzen erbeben. Laut und feierlich schleuderte die Stimme des Ortpolizisten den Brand in die Gemüter der atemlos Laufenden:

Seine Majestät der Kaiser hatte über das deutsche Vaterland den **K r i e g s z u s t a n d** verhängt!

## 5. Kapitel.

Nachdem das erste Gefühl des lähmenden Entsetzens überwunden war, bemächtigte sich nur ein Gedanke aller derer, die zu Erholung oder Vergnügen hierher gereist waren: Heim!

Der Hausknecht schleppte Koffer herbei. Treu tat er seine Pflicht bis zum letzten Augenblick, denn schon hielt er seinen Einberufungsbefehl in der Tasche.

Das Telephon klingelte. Der Depeschboten jagte ab und zu. Flüsternde Gruppen standen in den Gängen, auf der Veranda. Fremde Menschen, feindliche Parteien drückten sich die Hände. Schränke und Kommoden wurden hastig geleert, hochbepackt rasselte der einzige Hotelomnibus des Dörfchens und zahllose Handkarren zur Bahn.

Tosia litt es nicht, daß die Mutter mit Hand anlegte. Nur vom Sofa aus durfte sie ein wenig dirigieren.

Flink und umsichtig ging Tosia die Arbeit von der Hand. Man merkte, daß sie Übung darin besaß. Die sorgenvollen Gedanken, die unablässig durch ihren Kopf schwirrten, drängte sie hinter ihre sonst so gern zum Plaudern geneigten Lippen zurück. Statt dessen rief sie mit einem Anflug ihres alten, fröhlichen Lachens, dem freilich ein gut Teil Wehmut beigemischt war:

„Jedesmal, wenn ich einen Koffer packe, muß ich doch an meine erste, glorreiche Bäckerei in Protoſchewo denken! Bis an mein Lebensende werde ich das Entsetzen der guten Tante Adolfsine . . . Adolfsine . . . nicht vergessen!“

Stodend, verwirrt beendete sie den Satz.

Ach! Die gute, gute Tante Adolfsine! Eben erst, als sie ihren Namen nannte, dachte sie daran, daß die

nun dort allein und verlassen auf ihrem großen Gut an der russischen Grenze saß! Wenn nun die Russen dort einfielen und all die schönen Stätten trauer, lieber Erinnerungen auf Lubowo zerstörten! Und auch ihr liebes Krotoschewo war gefährdet. . . .

„Tosia! Kind! Was hast du?“ rief Frau Eschenhorst, durch der Tochter Gestotter und vorübergehende Arbeitseinstellung aufmerksam geworden, angstvoll aus.

Mühsam lächelte Tosia ihr Beruhigung zu.

„Nichts, Mütterchen . . . wirklich nicht! Man hat nur mal so feine Gedanken . . .“

Sehr willkommen klopfte es in diesem Augenblick an die Tür. Tosia eilte, zu öffnen. Und da sie das Zimmermädchen mit einer Depesche in der Hand draußen stehen sah, sagte sie geistesgegenwärtig:

„Eine Minute, Muttili! Man braucht, scheint's, drüben meine Hilfe.“ Und hinaus war sie.

Sie wußte, jedes Telegramm erschreckte die Mutter. Wieviel mehr würde das erst heute der Fall sein. Das konnte sie ihr ersparen und ihr den Inhalt dann lieber erzählen. Sie trat ans Fenster und erbrach die das Blatt zusammenhaltende Oblate.

„Beendigung der Mobilmachung in Ruhe dort abwarten. Muß sofort ausrücken, würdet mich also nicht mehr hier antreffen. Keinesfalls abreisen. Brief unterwegs. Innige Grüße.

Major Bernhard Eschenhorst.“

Schlaff sanken Tosias Hände herab, heiße Tränen drängten sich in ihre Augen.

Der Vater sollte in den Krieg ziehen, und sie durften keinen Abschied von ihm nehmen, durften ihn vorher nicht noch einmal sehen . . . vielleicht . . . nie . . . wieder . . . ?

Berzweifelt, feindselig starrte sie auf die Depesche.

Ihr Pappchen, ihr geliebtes, teures . . . wie anders als sonst, wie kriegerisch stand da schon seine Unterschrift! Lieber, lieber Gott, wer würde für ihn sorgen,

ihm helfen, daß er nichts mitzunehmen vergaß! Und er wußte eigentlich gar nicht in Schränken und Koffern Bescheid. Ach, wenn der verruchte Krieg nur schnell aus war, und ihr Pappchen gesund heimkehrte. . . .

Wiel hätte Tosia darum gegeben, wenn sie sich jetzt in einen einsamen Winkel hätte zurückziehen und dort austweinen können. Aber zu sehr war sie sich bewußt, was die Not der Stunde von ihr verlangte. Hastig hauchte sie in ihr Taschentuch, drückte es einige Male gegen die Augen und trat dann ruhig, mit schnell gewonnener Fassung, wieder in das Zimmer ihrer Mutter ein.

„Wir brauchen uns mit der efligen Packerei zum Glück gar nicht zu überstürzen, Liebes“, sagte sie in so befriedigtem, zuversichtlichem Tone, daß jede etwa vorhandene Besorgnis im Keime erstickt wurde. „So schnell können wir nämlich noch gar nicht fort.“

Mit einem erleichterten Seufzer sank Frau Eschenhorst ins Sofa zurück. Ihr schmerzender Kopf beraubte sie so sehr der Denkfähigkeit, daß sie sich der Tragweite dieser Verzögerung nicht bewußt ward.

„Das ist gut!“ murmelte sie. „Ach, wie gut! Ich bin fertig, Kind, gänzlich erschöpft.“

Mitleidig schob Tosia ihr noch ein Kissen unter das schmerzende Haupt. Dann stand sie unschlüssig am Fenster. So sauer es ihr wurde, so sah sie doch ein, sie mußte sprechen. Sie durfte des Vaters Nachricht der Mutter nicht vorenthalten.

Nachdem sie ihr noch ein Weilchen Ruhe gegönnt, Kompressen gemacht, das Zimmer verdunkelt und ab und zu ein nebenfächliches Wort hingeworfen hatte, begann sie von neuem:

„Du fragst gar nicht, warum und wie lange wir noch hierbleiben sollen, Mamachen.“

Die Majorin dachte einen Augenblick nach.

„Es wird nichts Angenehmes sein“, sprach sie dann leise. „Aber du kannst es ruhig sagen. Man ist ja nun vorbereitet auf alles.“

Marga Rabie, Majors' Einzige im Kriegsjahr.

Tosia setzte sich neben sie und küßte ihr sacht die Hand.

„Unser Väterchen muß sofort mitausrücken und will vorläufig nicht, daß wir abreisen.“

Eine Weile blieb es totenstill im Zimmer. Fest hielt Tosia die Mutter in den Armen. Sie spürte ihr Wehen, den wilden Schlag des armen, schwachen Herzens und kämpfte verzweifelt gegen die eigene Schwachheit.

„Also ohne Abschied“, murmelte Frau Eschenhorst endlich stoßweise. „Er hat es sicher schon geahnt, als er unsere Abreise so beschleunigte, und uns so heiß und immer wieder in die Arme schloß beim Abschied . . .“ Sie weinte leise.

„Wir dürfen nun nicht verzagen, Mütterchen, sondern beten . . . beten . . .“

Von der Dorfstraße herauf klang der Gleichschritt einer Anzahl Männer und dazu brausender Gesang:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!  
Wer will des Stromes Hüter sein?  
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:  
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!“

Aus Tosias blauen Augen strahlte Begeisterung.

„Hörst du es, Mütterchen? Das war eine herrliche Mahnung und Antwort! So ziehen sie singend und zuversichtlich in den Krieg. Er wird nicht lange dauern. Alle sagen es. Und wir werden siegen. Und wie schön, wenn wir dann . . . unser Pappchen . . . wieder haben.“

„Ja, Kind, ja!“ nickte die Mutter schmerzlich. „Und nun tu' mir die Liebe und laß mich eine Stunde allein. Im Garten ist es noch schön. Lege das Telegramm neben mich. So. Ich muß mich erst ein wenig zurechtfinden . . .“

Still ging Tosia hinaus. Sie verstand diesen Wunsch der Mutter ja so gut. Hatte sie doch selbst das brennende Bedürfnis, allein zu sein, ihre Gedanken und Gefühle zu ordnen.

Im Gegensatz zu dem Hause, in dem es wie in einem

Bienenschwarm herging, war der Garten wie ausgestorben. Diejenigen, die nicht mit Packen oder Schreiben beschäftigt waren, mochten hinausgeeilt sein, um an den Geschneitten im Dorfe engsten Anteil zu nehmen.

Am Ende des Gartens, mit freiem, wohlthuendem Blick über die weiten Wiesen, stand eine von dichtem Gebüsch umhagte Bank. Dieser strebte Tosia zu.

Aber sie fand sie schon besetzt. Kolf erhob sich von ihr.

„Ach, Sie sind hier?“ entfuhr es ihr in unfreundlichem Ton, und ein feindseliges Gefühl stieg in ihr empor. „Gehören Sie auch zu den Glücklichen, die in einer solchen Stunde nichts zu tun haben?“ Sie lachte verächtlich.

Verlezt trat Kolf Gardersen zurück.

„Meine Geschäfte waren schnell erledigt“, sagte er kalt. „Ein paar Telegramme mit Anfragen an mein Regiment und mit der Bitte um einen Reisepaß für mein Auto. Denn ich möchte lieber an der Spitze meiner Kompagnie fallen, denn als fluchtverdächtiger Spion in meinem Wagen niedergeknallt zu werden. . . Nun muß ich mich eben in Geduld fassen und warten.“

Beschämt senkte Tosia den Kopf.

„Ich merke es, Sie haben meine abscheulichen Gedanken erraten! Seien Sie mir nicht böse, bitte!“

Finstern sah Kolf auf sie nieder.

„Daß Sie mich nicht besser kennen — — mir solche Feigheit zutrauen können . . .“ ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen, „ . . . und ich Tor dachte — hoffte, Sie achteten mich wenigstens —“

Ungestüm griff Tosia nach seiner Hand.

„Aber das tue ich doch auch!! Oh, ich bin trostlos, ich kann in meinem ganzen Leben nicht mehr froh werden, wenn ich Sie getränkt habe und Sie so in den Krieg ziehen . . .“ Schluchzend warf sie sich auf die Bank. „Es ist alles so schrecklich schwer“, stammelte sie hinter den vorgehaltenen Händen. „Das Herz zerbricht einem fast vor Jammer! Man weiß nicht, was man

spricht und tut, und da wollen Sie mir auch noch böse sein . . . ?“ Sie weinte haltlos.

Rolf setzte sich neben sie und zog ihr sanft die Hände von dem tränenüberströmten Antlitz.

„Ja, Sie haben recht, Fräulein Tosia. Es ist häßlich von mir, in diesem Augenblick übelnehmerisch zu sein, wo das Vaterland Schwereeres von den Frauen als von uns Männern verlangt. Es kommt ja nur daher, weil mir so unendlich viel an Ihrer Meinung liegt! Es ist mein heißester Wunsch, daß Sie,“ er suchte nach einem passenden Wort, „— daß Sie wenigstens herzlich meiner gedenken und mich in Ihr Gebet einschließen möchten, wenn ich fern bin.“

„Ach, das werde ich doch natürlich! Sie sind doch der liebste Bruder meiner Rosemie!“ rief sie, durch ihre Tränen zu ihm aufschmelzend.

Mit schnell gewonnener Beherrschung erwiderte Rolf diesen Blick. Heiß hätte er gewünscht, ihre Antwort möchte anders ausgefallen sein, denn er liebte Tosia in Treue und Schmerzen, seit der gemeinsamen Schlittenfahrt in Schloß Frauenstein schon. Sah sie denn wirklich nur immer und immer Rose-Maries Bruder in ihm? Sollte es so ganz unmöglich sein, ihr sprödes Herz zu erringen.

Einen Seufzer unterdrückend, erhob er sich.

„Ich denke mir, da Sie nicht mit Baden beschäftigt sind, daß Sie vorläufig hierbleiben. Diese unübersehbar vielstündige Reise auf den überfüllten Bahnen wäre für Ihre zarte Mutter auch eine tödliche Strapaze. Hier allein im Garten sitzen und Grillen fangen, wie Sie sich das wahrscheinlich wunderschön dachten . . .“ er drohte schelmisch mit dem Finger, „hat aber auch keinen Zweck. Kommen Sie hinaus. Wir wollen sehen, wie sich der Gang der Weltgeschichte in unserem Dörfchen widerspiegelt.“

Als sie vor das Haus traten, stießen gerade zwei Trupps reisefertiger Männer aufeinander. Die schwarzweiß-rote und die blau-weiße bayerische Fahne flatterten

über den Häuptern des einen, während aus der Mitte des anderen schwarz-gelbe und ungarische Fähnchen wehten. Der nahen Donaumonarchie strebten diese zu; die Deutschen reisten gen Westen, nach der Grenze des französischen Erbfeindes.

Einen Augenblick hielten die Trupps voreinander an. Die Fahnenträger salutierten. „Hoch Deutschland!“ „Hoch Österreich!“ brauste es vielstimmig, daß das Echo von den Bergen widerhallte. Braune, schwielige Hände fanden sich in kraftvollem Druck. Dann ging's weiter, die Nationalhymne auf begeisterten Lippen.

Fromme Schauer liefen durch Tosias Seele. Das war der Krieg! Opfermutig, todesfreudig stürmten sie den Schrecken der Schlacht entgegen. Jünglinge, die gestern noch auf der Schulbank geseßen, härtinge Männer in grauem Haar. Sie alle ließen Herd und Heimat, teure Menschen, vieles, was bisher ihr ganzes Glück gewesen, hinter sich. Vor den Altar des Vaterlandes traten sie hin:

„Hier bin ich! Nehmt mein Leben!“

„Daß man so Großes, Erhabenes miterleben darf!“ flüsterte Tosia in stolzer Ergriffenheit.

„Ja, wir werden als andere Menschen aus dieser Zeit herborgehen!“ nickte Rolf.

Aus dem Dorfkirchlein tönte leise gedämpfter Orgelklang. Sie traten ein.

Viele Andächtige knieten in den Bänken und auf den Steinsiesen. Man fragte nicht nach Konfession, jeder suchte Gott, gleichviel welcher Kirche er angehörte, Gott, den Lenker der Geschichte.

Tiefe Dämmerung herrschte schon in dem Gotteshause. Nur in der Nähe des Altars verbreiteten mehrere Wachskerzen ein helleres Licht. Auf den Stufen stand der ehrwürdige Geistliche und legte gerade seine segnenden Hände auf die Häupter eines vor ihm knienden Paares.

Tosia kannte die beiden. Erst vor wenigen Tagen hatte die Verlobung in ihrer Pension und dem kleinen Bekanntenkreise Sensation gemacht. Ein Leutnant, den

Berg- und Wandersehnsucht aus seiner ostpreußischen Heimat hierhergeführt, und die junge Tochter eines bekannten Münchner Malers, die sich besonders an Tofia angeschlossen hatte.

In ihrem roten, von bunten Blümchen durchsetzten Dirndlkleid kniete sie dort, einen von Moosrosen und Bergfarnblüten gewundenen Kranz im dunkeln, schlicht geschneitelten Haar. Gerade wie sie vom letzten, gemeinsamen Spaziergang zurückgekehrt waren. Da hatte das Telegramm auf seinem Zimmer gelegen, das ihn sofort zum Regiment rief. Zum Pfarrer war er gelaufen, mit dem er schon vor einigen Tagen heimlich gesprochen und alles geordnet hatte. Der gab sie nun zusammen. Denn das erlaubte das Kriegsgesetz.

„Bis daß der Tod euch scheidet!“ wehte die zitterige Greisenstimme über die in Andacht geneigten Häupter der Menge dahin.

Oh, was für eine noch ganz andere Bedeutung als sonst, gewann heute dieses geheimnisreiche, seltsam schöne Wort!

Klar und fest drang das „Ja“ der Männerstimme durch die Stille, von heißem Gebet beseelt, aber ohne Zagen, das des jungen Weibes.

Dann drängten sich Menschen herzu, Bekannte und Fremde, denen es ein Herzensbedürfnis war, durch Wort und Händedruck diesen Bund, dem der Tod so nahe stand, mitzusegnen.

Erschüttert fiel auch Tofia der jungen Frau um den Hals, die von wahrhaft heiligem Ernste verklärt, am Arme ihres Gatten das Gotteshaus verließ.

Auf seiner Schwelle begegneten sie zwei anderen Paaren, Mädchen und jungen Burschen aus dem Dorfe, bereit, denselben Schritt zu unternehmen. Zahllose Segenswünsche, herzlicher Zuruf und Händedruck gaben auch ihnen das Geleit.

Gedankenvoll setzte Tofia an Rolfs Seite die Dorf-wanderung fort.

Was alles brachte das Wort „Krieg“ mit sich? Und doch, seine ganze Bedeutung, seine grauenvolle Schwere, vermochte heute noch kein Mensch zu ermessen.

Fieberhaftes Treiben herrschte in den wenigen Straßen. Hier sammelte sich eine erregte Volksmenge um einen in Haft genommenen, vielleicht nur vermeintlichen Spion, dort staute sich die Masse der wehrfähigen Männer vor dem Meldeamt, in der Hoffnung noch heute abgefertigt und zum Regiment entlassen zu werden.

An den Enden der Hauptstraßen, die auf die offene Landstraße hinausführten, waren Schlagbäume errichtet, von bewaffneten Männern der Bürgerwehr bewacht. Kein Auto, kein Fuhrwerk, kein Fußgänger durfte ohne einen Ausweis vorüber. Denn wie viele Ausländer, die ein schlechtes Gewissen hatten, wollten noch schleunigst in der Flucht ihr Heil suchen.

Endlich geleitete Rolf Tofia heim. Mit wortlosem Händedruck trennten sie sich.

Aber je weniger sie miteinander gesprochen, desto mehr verfolgte nun das Zusammensein im Garten Tofia in Gedanken. Aus all den wirren Bildern und Eindrücken des heutigen Tages hob es sich immer wieder hervor, als sie längst schon ihr Lager aufgesucht hatte. Und plötzlich stutzte sie.

Wie ging es denn eigentlich zu, daß Rolf hierhergekommen war? Warum hatte er, vor wenigen Tagen erst aus Afrika zurückgekehrt, überhaupt wohl diese weite Reise, angesichts der drohenden Kriegsgefahr, unternommen? Sollte das doch ihre Wege geschehen sein? Hatten diejenigen denn wirklich recht, die da schon immer zwischen ihnen von Liebe gefabelt hatten?

Und war er denn wohl in ihren Augen mehr als Rose-Maries Bruder?

In Blut getaucht, fuhr Tofia in die Höhe.

Gewiß, sie hatte ihn gern . . . er war ihr lieb; . . . und auch er mußte bald in diesen entsetzlichen, mörderischen Krieg! Ach, dieser Krieg. . . .

Wer würde daraus wiederkehren? Mußte man nicht allen, die mitzogen, vorher noch des Lieben so viel als möglich erweisen?

Lofia schloß die Augen. Quälende Gedanken, erhebende Momente reiheten sich aneinander in wahllosem Wechsel — — —

Durch die laue Zulinacht tönte der Gesang abmarschierender Dörfler in ihr schlafumfangenes Bewußtsein:

„Die Vöglein im Walde,  
Die sangen, ach, so wunderschön!  
In der Heimat, in der Heimat,  
Da gibt's ein Wiedersehn!“

## 6. Kapitel.

Am anderen Tage ward zur unumstößlichen Wahrheit, was Optimisten noch immer für vermeidbar gehalten hatten:

Die Mobilmachung wurde erklärt, der Dreibund — Deutschland, Osterreich-Ungarn und Italien —, befanden sich im Kriege mit Rußland, Serbien und Frankreich.

Das heißt, von Italien verlautete im Augenblick noch nichts. Indessen, das konnte ja nur eine Frage von Tagen oder Stunden sein, daß es sich vertragsgemäß an seine langjährigen Bundesgenossen angeschlossen.

In atemloser Spannung sah man über den Kanal. Was würde England tun? Wie weit waren die Verpflichtungen bindend, die es vielleicht an Frankreich und Rußland fesselten? Jeder war sich darüber einig, daß England nur das tun würde, was in seinem eigensten Interesse lag: Daß seine seit Jahrhunderten skrupellose Politik ungeschert Verträge brechen werde, wenn es zu seinen Gunsten geschah.

England hatte gar keinen Grund, gegen Deutschland Krieg zu führen. Denn wenn auch das verrottete Rußland sich gedrungen fühlte, den Mord in Serajewo durch seine Beschützerrolle gutzuheißen, so ließ sich kaum annehmen, daß auch das kultiviertere England den entsetzlichen Frevel billigen werde.

Die Meinungen derer, die aus irgendeinem Grunde noch in der Sommerfrische zurückblieben, platzten erregt aufeinander. Die einen priesen England als die hochstehendste, edelste der Nationen, die anderen trauten ihm schlechterdings alles zu.

Zu diesen gehörte Kolf. Aber er sagte es nicht. Wozu auch? Wenn der Schlag kam, würden es die Menschen ja noch früh genug glauben müssen.

In zehrender Unruhe vergingen für ihn die Tage. Die ersehnten Depeschen blieben aus. Nur spärlich gelangten Nachrichten aus der Welt, die in Flammen stand und vom Geklirr der Waffen widerhallte, in das abgelegene Dörfchen.

Dieses ruhte schon recht verödet zwischen seinem herrlichen Berg- und Wälderfranz.

Ein großer Teil der männlichen Bevölkerung war abgerückt. Die Jüge, die sie ihrem ungewissen Schicksal entgegenführten, wurden umlagert von den Zurückbleibenden. Laub- und Blumengewinde schmückten die Wagen, jeder einzelne der zukünftigen Helden trug Sträuße an Gut und Brust. Jubelnder Patriotismus gab ihnen das Geleit. Die Begeisterung ließ keine Träne, keine Zweifel an dem Siege der guten Sache aufkommen.

So weit wie möglich nahmen Tofia und Kolf teil an diesen Geschehnissen.

Sie waren fast ganz aufeinander angewiesen, da der Bekanntenkreis stündlich zusammenschmolz, und Frau Eschenhorst still und ungestört auf ihrer Veranda zu bleiben wünschte, in Gesellschaft des herrlichen Abschiedsbriefes, der nun von ihrem Manne eingetroffen war.

So sehr Tofia sich gegen ihre Mutter, um deren erregbare Seele zu schonen, beherrschte, so uneingeschränkt ließ sie Kolf gegenüber ihren Klagen und Sorgen freien Lauf.

„Dieses tatenlose Sitzen hier macht mich noch verrückt!“ jammerte sie, als sie sich vom Bahnhof, der wieder einmal einen Zug voll frohes, junges Blut ins Weite sandte, dem Dorfe zuwandten.

Kolf schlug einen Promenadenweg ein, der an dem schäumenden Gebirgsbach entlangführte.

„Was soll ich da wohl erst sagen, Fräulein Tofia? Versetzen Sie sich mal in meine Lage, dann werden Sie gleich zufriedener werden.“

„Ach, das ist etwas anderes,“ gab das junge Mädchen zurück, „Sie sind ein Mann! Sie haben doch wenig-

stens das erhebende Bewußtsein, daß Sie, sobald der Ruf an Sie ergeht — und das kann sich doch nur um Tage handeln —, dem Vaterland Ihr Leben weihen und die großartigsten Dienste leisten können. Aber so ein dummes Mädel wie ich! Wie soll ich mich denn wohl nützlich erweisen? So daß ich später mal das Gefühl haben könnte, du hast auch mitgeholfen am Siege Deutschlands!“

„Da unterschätzen Sie aber doch sich selbst und die Rolle, die die deutsche Frau in diesem Kriege spielen soll und wird, ganz gewaltig, Fräulein Tofia“, sagte Kolf ernst. „Vor allen Dingen: nur keinen Kleinmut! Jede daheimgebliebene Frau muß in ihrem engen oder weiteren Kreise, in dem sie steht, unerschütterliches Vertrauen verbreiten. Keine Baghaftigkeit, kein Jammern und Zweifeln darf sie aufkommen lassen. Diese Stimmung teilt sich bewußt und unbewußt den im Felde Stehenden mit und hilft unbedingt zum Siege beitragen.“

„Gut! Das will ich seelensgerne versuchen und hoffe auch, es durchführen zu können. Aber damit sind noch lange nicht meine Tage ausgefüllt“, fügte sie kläglich hinzu. „Scharpiezupfen ist nicht mehr modern, man braucht sie nicht mehr. Krankenpflege habe ich nicht gelernt — — —“

„Was man nicht gelernt hat, kann man alle Tage nachholen“, ereiferte sich Kolf mit heißem Gesicht. „Außerdem — ach, Fräulein Tofia! Ich fürchte, Sie werden nicht um Beschäftigung verlegen sein. Die Pflichten der Frau werden Legion werden. Arme und Kranke und Elende, ihres Ernährers beraubt, wird es genug in den Städten geben. Verwahrloste, verlassene, hungernde Kinder! Kinder, dieses kostbare Gut einer Nation, zumal in einem Augenblick, wo die blindwütende Kugel zahllose Männer dahinraffen wird. Und was glauben Sie, was diese Millionen von Männern, diese Laufende von Verwundeten an Wäsche brauchen, an Strümpfen zerreißen werden!“ fügte er mit einem

schwachen Nöcheln hinzu. „Näh- und Stricknadeln werden ein nicht fehlendürftendes Werkzeug in Frauenhand sein!“

„Strümpfe stricken!“ staunte Tofia. „Das ist gar nicht mehr Mode! Die wenigsten können es.“

„So werden sie es lernen, wie sie manches lernen werden“, sagte Nolf fast streng.

„Ist dieses grimmige ‚sie‘ groß oder klein geschrieben?“ fragte Tofia in flüchtigem Scherz. „Übrigens kann ich es!“ triumphtierte sie, „da bin ich fein raus!“

Nolf freute sich, daß ihr gesunder Humor wieder durchbrach. Im übrigen zweifelte er nicht daran, daß sie Arbeit genug finden werde, da sie sie ja suchte, und daß ihr Beispiel, wo es auch sei, zur Racheiferung anfeuern würde.

An einer schön gelegenen Ruhebank blieb er stehen. Schon sank der Abend hernieder und tauchte die schneegekrönten Bergspitzen in feuriges Gold.

„Einen Augenblick dürfen wir vielleicht hier noch verweilen, bevor wir den Schritt dorfwärts lenken“, sagte er im Tone der Bitte. „Und damit der Tag nicht ganz ohne Freude schließt, habe ich noch eine gute Kunde in Bereitschaft . . .“

„Sie brauchen nicht in den Krieg!“ fiel Tofia ihm in froher Atemlosigkeit ins Wort.

„Das ist es nicht“, sprach er bewegt. „Aber würde Ihnen das wirklich eine Freude sein, Fräulein Tofia?“

„Ja!“ sagte sie erglühend, mit leuchtenden Augen. „Und doch auch . . . nein!“ Nachdenklich sahen ihre blauen Augen ins Weite. „Alle mir verwandten Männer gehen mit. Ich möchte keinen, der mir teuer ist, hinterm Ofen hockend wissen.“

„Welch ein doppelt gesegnetes Wort!“ rief Nolf tief beglückt aus. „Tofia, darf ich die Hoffnung mitnehmen, daß Sie mir ein wenig gut sind? Daß ich, falls ich unverfehrt heimkomme, weiter werben darf um Ihre Liebe?“ Und als sie in peinvoller Unschlüssigkeit schwieg: „Nein, nein! Ich will ja kein bindendes Versprechen!“

Nichts will ich Ihnen abringen, was Sie nicht freiwillig geben und gewähren können. Nur die Hoffnung soll mich begleiten dürfen, die Hoffnung, daß Sie Ihre liebe Hand vielleicht eines Tages doch gern in die meine legen, und die Gewißheit, daß Ihr Herz noch frei ist! — Oder lieben Sie einen anderen, Tofia?“

„Unsinn! Wen sollte ich denn wohl lieben!“ sagte sie rauh, um nur ja nicht zu zeigen, wie ihr das alles nahe ging und wie weichmütig ihr ums Herz war.

„Dann ist ja alles gut!“ stieß er froh hervor, „und Sie werden schon noch sehen, ob der Tag nicht kommen wird, da Sie in zärtlicher Sehnsucht an den armen Nolf denken werden! Nun will ich Ihnen doch auch noch ein kleines Geständnis machen: Mein Hiersein ist kein zufälliges, Tofia! Tag und Nacht bin ich gereift, besetzt von dem einen einzigen Gedanken, nur Sie noch einmal sehen, bevor die Welt entbrennt! . . . Und jetzt erweisen Sie mir gewiß noch einen Liebesdienst.“ Er kramte in seiner Tasche und zog einen in Seidenpapier gehüllten, kleinen Gegenstand hervor. „Sehen Sie diese silberne Kapsel. Ich habe sie gestern hier in dem Laden für alles gekauft. Sie soll eine wertvolle Antiquität sein und aus einem Reliquienschränken stammen. Auch mir soll sie nun als Reliquie dienen, als Talisman. Ich will mir einbilden, daß — solange ich sie auf dem Herzen trage — mir nichts geschehen kann. Allerdings gehört noch eine Grundbedingung dazu, . . . die Weihe durch Sie, liebe, geliebte Tofia!“

Er nahm einen Augenblick ihre Hand, küßte sie schnell und heiß. Dann öffnete er die Kapsel.

„Nein! Wie frech! Mein Bild!“ rief Tofia nach flüchtigem Seitenblick darauf. Dann sah sie, noch immer in verwirrtem Glühen, wie gebannt auf die geküßte Hand.

„Ja, Ihr liebes, reizendes Bild“, nickte Nolf. „Mein heiligster, kostbarster Besitz!“

„Wo Sie das her haben, ist mir schleierhaft!“ schalt

Lofia und strich mit der anderen Hand wie abwesend über die geküßte Stelle. Aber es klang nicht allzu böse.

Nolf lächelte schelmisch.

„Man hat so feine Verbindungen!“ Und als sie zu weiteren Fragen sich anschickte: „Die kriegsgetraute, kleine Leutnantsfrau hat es mir geschenkt. Kurz, ehe sie mit ihren Eltern abreiste, zeigte sie mir die Aufnahmen, die sie hier gemacht hatte. Und als ich das Bild so sehr bewunderte, fragte sie, ob ich es haben wolle, sie könne sich ja einen neuen Abzug machen.“

„Das war recht eigenmächtig von ihr“, sagte Lofia in nicht ganz ernst zu nehmender Abfälligkeit. „Aber da es nun mal geschehen ist, mögen Sie es meinetwegen behalten!“

„Oh, ich hätte es auch für keine Macht der Welt wieder hergegeben!“ rief Nolf mit innigem Blick auf das reizende Original. „Ich muß sogar gestehen, daß mir dieser Talisman noch nicht einmal genügt.“ Er drückte die Kapsel in ihre Hand. „Legen Sie eins Ihrer goldenen Lötchen dazu! Ja, wollen Sie das, Lofia?“

Seine bebende Stimme griff ihr ans Herz.

„Ich weiß nicht, ob es sich schickt!“ flüsterte sie mit schambollem Lächeln. Und mit einem festen Blick ihrer ehrlichen, blauen Augen in die seinen: „Ich werde die Mama fragen. Gerade jetzt und Ihnen gegenüber möchte ich nichts tun, was nicht richtig ist. Verstehen Sie das? Sind Sie mir böse darum?“

„Im Gegenteil! Ich ehre diese Empfindungen und begreife sie. Bleiben Sie Ihr Leben lang dabei, daß Sie nichts tun, was Sie nicht vor Ihrer Mutter verantworten können, dann wird Ihr Dasein ein gesegnetes und Segen bringendes sein.“

Dies war sein Abschiedswort. Lofia fühlte es mit heiligem Schauer. Und mochten sie, bis die wirkliche Stunde des Auseinandergehens schlug, noch so viel einander sprechen, diese schlichten, ernstesten Worte würde sie, als die letzten eines teuren Menschen, den sie vielleicht niemals wieder sah, treu in ihrem Herzen bewahren.

Nolf stützte den Kopf in die Hand. Einen Augenblick schien seine Beherrschung ihm entgleiten zu wollen. Nebelhaft spürte er die Schwere dieses Abschieds angesichts der mörderischen Zukunft. Sie lassen müssen — auf immerdar . . . ?

Stastig sprang er auf.

„Es ist Zeit, daß wir gehen,“ seine Stimme klang wie zersprungen, „und ich wollte Ihnen noch Gutes melden.“

Er sprach von Rose-Marie. Gottlob, es war seinem Schwager, dem Leutnant Adolf Hohndorf, gelungen, mit seiner Frau italienischen Boden zu erreichen. Denn was hätte ihnen in französischer Gefangenschaft, in die sie ein paar Tage später unweigerlich geraten wären, blihen können! Es wäre der zarten Schwester Tod gewesen.

Aus Lofias Herzen stieg ein Dankgebet zum Himmel. So war sie doch wenigstens dieser Sorge ledig. Und Nolf mußte erzählen.

Wahrhaftig, das junge Ehepaar hatte fluchtartig das reizende Châlet verlassen müssen. Denn Adolf spürte plötzlich eine Atmosphäre von Mißtrauen und Spionenfurcht um sich herum, der sie um ein Haar zum Opfer gefallen wären. Aber zum Glück hatten ihn Ruhe und Kaltblütigkeit nicht verlassen. So konnte er denn noch rechtzeitig den Kopf aus der Schlinge ziehen.

Wie im Traum hatte Lofia Nolfs Worten gelauscht. Das klang ja wie ein richtiger Schauerroman! Und die Helden davon waren ihr leiblicher Vetter Adolf Hohndorf und ihre geliebte Rosemie gewesen!

Wie spielte doch der Krieg, der eigentlich noch gar nicht begonnen hatte, in aller Leben hinein!

Wieder, wie jetzt so manche Nacht, wälzte sie sich schlaflos auf ihrem Lager. Diese Geschehnisse, die Sorge um alle ihre Lieben, um das Heil des Vaterlandes, beschäftigten sie unablässig. Aber doch auch kehrten die Gedanken selbstflüchtig immer von neuem zum eigenen Ich zurück.

Oftmals nahm sie die Kapsel, die Kols Leben hüten sollte, in die Hand. Und schließlich schlummerte sie gegen Morgen ein, das Kleinod fest umklammert haltend. . . .

Der Morgen brachte die Kunde der Kriegserklärung des heuchlerischen Englands.

Kolf kam auf Frau Eschenhorsts Veranda, um ihnen das mitzuteilen und um eiligen Abschied zu nehmen. Denn auch die erwarteten Depeschen waren endlich eingetroffen.

Es gelang ihm, noch ein wenig über die erhöhte Gefahr, die im ersten Augenblick wie ein neues Unglück über die Frauen hereinbrach, zu trösten. Dann durfte Lofia ihn ins Zimmer und nach der Tür begleiten.

Er nahm ihre beiden Hände und sah ihr tief und innig in die Augen. Tränen verdunkelten ihren Blick. Und um diese zu verbergen, lehnte sie einen Augenblick ihre Stirn gegen Kols Schulter. So sehr sie sich auch zu beherrschen strebte, ein banges Schluchzen machte ihren Körper erbeben.

Seiner selbst nicht mehr mächtig, preßte Kolf seine Rippen auf ihre klare Stirn.

„Leb' wohl, meine Lofia!“ murmelte er heiß . . . .  
„Leb' wohl!“

Dann war er gegangen.

Die Kapsel blieb in seiner Hand.

Erst auf der rasenden Fahrt, die ihn im Automobil rheinwärts führte, öffnete er sie. Nichts war um ihn, nichts über ihn, als der blaue Himmel und die Stille der herrlichen Gottesnatur.

Das erbetene goldene Lächeln fiel in seine Hand. Und ein Bettelchen:

„Gott sei mit Ihnen! Ich bete für Sie!“

Ein zärtlich-schmerzliches Lächeln umspielte seinen Mund. Also die Mama hatte es erlaubt, und sie selbst . . . sie selbst hatte anscheinend gern seinen Wunsch erfüllt. Sogar noch ein wenig mehr. . . .

Liebe, geliebte Lofia!

Ob er sie jemals wiedersah! . . . Das lag in Gottes Hand. . . .

Vorwärts jetzt mit eisernen Gedanken. Die Zeit verlangte Männer. . . .



### 7. Kapitel.

Ganz gern hätte Tosia sich nun einer gewissen Wehmut hingegeben. Grenzenlos bedauernswert kam sie sich vor. Und die Reflexionen darüber, was sie in ihrem jungen Leben schon alles durchzumachen hatte, und das Mitleid mit sich selbst, nahm auf dem stillen Gartenbänkchen, wohin sie sich in den ersten Tagen recht häufig flüchtete, immer ungeheuerlichere Formen an.

Da aber war nun Frau Eschenhorst wieder diejenige, die das nicht aufkommen ließ. Sie stellte ihrer Tochter vor, wie weichlich, ja unpatriotisch ein solches Benehmen sei, und daß es gerade jetzt Millionen von Menschen gäbe, denen es viel schlechter ginge, und die viel mehr Kummer zu ertragen hätten als sie.

Und so stützten und stärkten die beiden Frauen sich gegenseitig. Um der anderen Mutlosigkeit und Trauer zu bannen, erheuchelten sie Zuberficht und Kraft und gewannen sie dadurch auch tatsächlich. Jeden Morgen und Abend vereinigten sie sich in inbrünstigem Gebet vor Gottes Angesicht und spürten voller Dank den Segen desselben.

Um sich aber wirklich der quälenden Gedanken entschlagen zu können, dazu gehörte vor allem eine das ganze Sein ausfüllende Tätigkeit. Daran sollte es denn auch nicht fehlen.

Die Majorin tat sich mit den „Sonorationsfrauen“ des Dorfes zusammen, und diese wiederum beriefen alle Frauen und Mütter zu regelmäßigen Sitzungen. Unendlicher Segen sollte mit der Zeit aus diesen Veranstaltungen hervorgehen, und eine Einigkeit herrschte unter diesen, so bunt zusammengewürfelten Elementen wie selten. Nichts anderes wollte ja jede einzelne, als dem teuren Vaterlande mit allen Kräften dienen.

So entstand eine Nähstube zur Herstellung von Lazarettwäsche, ein zwiefacher Segen, denn die hier geleistete Arbeit kam den Verwundeten zugute und andererseits schaffte sie denen Verdienst, deren Ernährer in den Krieg gezogen waren. Ferner wurden die Vorarbeiten für eine Suppenküche in die Wege geleitet und der Grund für einen Kinderhort gelegt. Ein Bauer stellte seine schöne, neue Villa, die er eigentlich an Fremde hatte vermieten wollen, als Erholungsheim für genesende Krieger großmütig zur Verfügung. Tosia bemühte sich und scheute keine Arbeit, keine Lauferei, um eine Musikstube einzurichten, die nach Vermissten oder im Ausland Befindlichen und Verschollenen forschte. Sie half Briefe schreiben und richtige Adressen auf Feldpostbriefe und -päckchen machen. Sie sammelte Liebesgaben und erteilte den oft gänzlich unbeholfenen Dörflern praktische Rat schläge.

Von der Welt waren sie zunächst fast gänzlich abgeschnitten. Briefe kamen selten, die wichtigsten Nachrichten verspätet und spärlich. Aber gottlob! Es ging gut voran draußen in der Welt. Schon hatten die Siegesfahnen in der ersten Augustwoche wehen dürfen, Glockengeläut die deutschen Erfolge von Ort zu Ort verkündet. Von Heer und Flotte liefen glänzende Meldungen ein.

Oh, wie schaute man so sehnsüchtig aus nach Kunde von seinen Lieben! Man wußte nicht, wo sie waren, aber man hoffte und betete, daß sie nicht gar zu schnell an den Feind herankommen möchten.

Endlich war der Briefträger, diese augenblicklich wichtigste Persönlichkeit des ganzen Dorfes, einmal wieder eingekehrt.

Tosia fand die reiche Post vor, als sie, ohne ihre Mutter, hungrig und müde eines Abends in ihr Zimmer trat.

Mit einem Jubelruf stürzte sie darauf zu, selig erglänzten ihre Augen.

Obenauf lag eine schon vor sieben Tagen abgesandte Feldpostkarte von ihrem Pappchen an die Mutter. Mit Bleistift geschrieben, enthielt sie nur wenige Zeilen, die sie, das wußte sie und war mit der Mutter ausgemacht, lesen durfte.

Aber so echt, wie der geliebte Vater war: von sich selbst sagte er nur Weniges, nur ganz knapp, daß es ihm gut gehe, und daß er die siegreiche Schlacht bei Mühlhausen mitgemacht habe. Im übrigen erfüllte ihn die Sorge um der Mutter Gesundheit, um das teure Wohlergehen von Frau und Tochter. Auch riet er, falls die Bahnverbindungen wieder geregelt seien, was er ja draußen nicht beurteilen könne, dann bald nach der Residenz zurückzukehren.

Tosia streichelte die Karte mit zärtlicher Hand, gleichsam, als sei sie ein lebendiges Wesen. Dann legte sie dieselbe recht sichtbar für die Mutter auf den gleichfalls eingetroffenen, stattlichen Zeitungsstoß und eilte mit ihrem eigenen Schatz in den Garten. Müdigkeit und Hunger waren vergessen.

Ein dicker Brief von Eva. Und da — eine fremde Handschrift!

„Von Kolf!“ durchfuhr es Tosia. Ihre Hand zitterte ein wenig, als sie den Umschlag öffnete.

Wie seltsam das doch war! Nun schrieb ihr Kolf, und sie freute sich dessen und dachte seiner in herz klopfender Sorge. Wenn das Eva wüßte, deren Brief hier mit dem seinen zusammen auf ihrem Schoße lag, die neugierige Eva, der sie — das konnte noch gar nicht so sehr lange her sein —, doch erklärt hatte, Kolf wäre ihr durch all die Redereien entleidet, oder so etwas Ähnliches.

Kolfs Brief lautete:

„Meine liebe Tosia!

Mitten im Kriegsgetümmel bin ich nun schon, jedoch noch nicht am Feind. Also die Feuerpause fehlt mir noch.

Wie im Fluge, mit gewaltigem Flügelrauschen, sind die Tage dahingegangen.

In einer größeren Stadt am Rhein — den Namen darf ich nicht nennen! — hatte ich ein seltsames Erlebnis. Die Stadt war vollgepfropft mit Soldaten und Offizieren aller Waffengattungen, und als ich spät abends mit meinem Auto einfuhr, bekam ich nur noch in der Dachstube eines großen Hotels Quartier. Noch lange stand ich am Fenster, sah zum gestirnten Himmel empor, und schickte meine innigsten Herzgedanken zu einem süßen, blonden Mädels in den fernen Bergen.

Plötzlich fühlte ich mich durch irgend etwas beunruhigt. Ich zwang meine Gedanken zur Gegenwart zurück und bemerkte, daß mir gegenüber fortwährend farbige Lichter aufblitzten. Aus einer ähnlichen Dachstube wie der meinen gab also irgend jemand irgendwelche Lichtsignale.

Ich läutete Sturm, ließ durch meinen Hoteldirektor drüben den Gasthausbesitzer verständigen, und als ich sicher war, daß uns das Vögelchen nicht mehr durchs Garn gehen konnte, machte ich mir das Vergnügen und schoß mit meinem Revolver ein eben aufblitzendes grünes Licht kaput.

Nach sekundenlanger, atemloser Stille und Finsternis flammte drüben die elektrische Beleuchtung auf, und ich hatte die Freude, daß man einen ganz gefährlichen, längst gesuchten Spion dingfest machen konnte.

Am anderen Morgen wurde ich zu einer sehr hohen Persönlichkeit befohlen und ungeheuer belobt. Man fragte mich, ob ich besondere Wünsche wegen meiner Verwendung hätte.

Aber ich möchte natürlich mit einer Kompagnie meines Regiments ran an den Feind! Und das sagte ich offen heraus, wenn auch mit aller geziemenden Dankbarkeit. Manche werden das vielleicht dumm von mir finden, daß ich mir eine solche Chance entgehen ließ. Aber meine Meinung ist nun einmal die: Zieht ein gesunder Mann in den Krieg, so doch nur als Feldsoldat! Das ist für ihn doch der Sinn des Krieges. Und ich weiß, daß Tosia meine Meinung teilt!

Mein Auto stellte ich der Seeresverwaltung zur Verfügung, und bekomme es sogar noch bezahlt.

Nun bin ich auf der Reise zur Front und habe Muße genug, an vergangene Tage zurückzudenken. Der Talisman ruht auf meinem Herzen. Meinen Dank für den lieben Inhalt drücke ich mit einem Kuß — — keine Angst, mein Liebling! — — ich meine nur mit einem Kuß auf die liebe, kleine Hand aus, und bin stets und immer

Ihr getreuer

Rolf."

Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Stolz, Freude und Wehmut faltete Tofia den Bogen zusammen.

Da sie sich über die Gefühle, die sie zu Rolf hingen, durchaus noch nicht im klaren war — bei der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit wollte sie sich jedenfalls erst gründlich prüfen, ob das wärmere Empfinden unabhängig von Mitleid und Krieg war —, berührte sie der etwas gezwungen sachliche Ton des Briefes nur angenehm. Sie fand es edel und vornehm von Rolf, daß er sie nicht durch viele Liebesworte zu betören versuchte. Und ein inniges Gebet stieg zum Höchsten empor, das den Fernen seinem Schutze empfahl.

Dann machte sie sich in freudiger Spannung an Evas Epistel. Abgesehen davon, daß alle Nachrichten aus der Heimat sie besonders interessierten, so war Evas ganze Art, sich zu äußern, ihre auf Frohsinn und Optimismus eingestellte Lebensauffassung so recht dazu angehtan, Sorgen zu verscheuchen und Heiterkeit zu erwecken.

Eine Menge Blätter und Blättchen von verschiedenstem Format, Zettelchen, ja, man kann ruhig sagen: Wischel fielen Tofia entgegen. Denn die gute Eva hatte die liebe Angewohnheit, an Briefpapier zu sparen. Es war bei ihr durchaus nichts Besonderes, wenn sie alte Rechnungen, Druckfachen, Verlobungs- und schwarzgeränderte Todesanzeigen zu ihren intimeren Korrespon-

denzen verwendete. Und da halfen weder die Neckereien ihres Mannes, noch die Beschwerden der Betroffenen. Denn solch einen Brief zu lesen, sich durch diesen Wust hindurchzuwinden und zu finden, war kein kleines Stück Arbeit, und aller Hochachtung und Ehren wert.

Eva schrieb:

„Liebe Tofia!

Trotzdem mir der Verstand am Tage mindestens hundertmal stillsteht ob all des Entsetzlichen, Rätselhaften, was um uns herum geschieht, will ich doch mal mein letztes bißchen Grips zusammennehmen und an Dich schreiben. Aussprache mit einer verständnisvollen Seele tut immer gut, und Georg hat jetzt gar keine Zeit für meine meterlangen Volksreden. Einen Teil davon werde ich ja an mein Lamm los, aber alles versteht das Kind schließlich doch noch nicht, wenn es auch ganz extra klug ist! Wie könnte es auch anders bei der Mutter!!!

Nein, Tofia, was sagst Du nur zu dieser Welt?!

Wenn ich in meinen vier Wänden sitze, kann ich es noch immer gar nicht fassen, daß Krieg sein soll! Aber natürlich bin ich nicht sehr viel in diesen vier Wänden, denn ich muß doch sehen, was draußen in der Welt vorgeht. So wenig wie möglich soll mir davon entgehen, damit ich Kind und Kindeskindern dereinst noch alles ganz genau erzählen kann.

Wie es hier in der Stadt zugeht, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen. Die Leute halgen sich in den Läden fast um die Sachen. Vieles davon ist lächerlich, ja, sogar unrecht. So kleinlich sind manche Frauen in dieser großen Zeit. Als ob es nicht ‚tut schnurz‘ wäre — wie Du früher so schön sagtest! —, ob man ein paar Pfund Mehl mehr im Schranke hat oder nicht!

Aber diese Männer, Tofia! Diese ernsten, ehernen, feldgrauen Männer, mit dem heißen, tiefen Leuchten im Blick! Nie, nie, und wenn ich Methusalems Alter erreiche, werde ich die vergessen.

Auch sie versuchen noch, das Notwendigste zu ihrer Ausrüstung zu bekommen. Ist es nicht mehr vorhanden, nun, dann verlieren sie kein Wort.

Diese Männer, Tofia! Wer sie gesehen hat, weiß, daß wir siegen müssen. Diese erste feldgraue Grenadier-Kompagnie, an der Spitze der wie in Erz gegossene Hauptmann auf seinem leuchtenden Goldfuchs, als sie durch die Straße marschierte. . . . Tofia, man hätte anbetend niederknien mögen, sie segnen tausendfach.

Die Leute schluchzten und jubelten und schwenkten die Lächer und warfen Blumen. Ehrerbietig, ehrfürchtig entblöhten sich die Häupter. Diese alle, diese goldene Mannesjugend Deutschlands wollte ihr Leben lassen für uns . . . für uns. . . .

Ich, Tofia — — —

Mein Georg ist den ganzen Tag unterwegs. Gottesdienste, Abendmahlsfeiern, Kriegstraunungen, Kriegsbetstunden. Und dazwischen findet er in seiner grenzenlosen Güte immer noch Zeit, einzelne ganz verzagte Frauen und Mütter zu trösten und aufzurichten. Aber gottlob und Dank sind es ja nur wenige, die das nötig haben. Die meisten geben — wenn auch mit Wehmut —, so doch mit Stolz und ungeahnter Opferfreudigkeit ihr Liebstes her.

Mein Georg will dann, wenn er hier seine Pflichten erledigt hat, auch hinaus. Am liebsten in die Front, nur wenn es gar nicht anders zu machen geht, als Feldgeistlicher. Das vom Vater ererbte Soldatenblut, der im Jahre 1870 auch als junger Leutnant mitgewesen ist, bricht doch da wieder durch.

Ganz verstoßen haben wir aber schon einen feldgrauen Hock angeschafft. Und er wird schon dafür sorgen, daß er ihn, mit dem Säbel in der Faust, tragen darf. Ich kann den Moment kaum erwarten, denn ich habe eine Mordsangst, der Krieg könnte plötzlich zu Ende sein, und er wäre nicht mitten drin dabei gewesen. Denn das muß doch die natürliche Sehnsucht eines jeden deutschen, weiblichen Wesens sein, jemand dabei zu haben,

der mit kämpft fürs Heil des Vaterlandes! Meinst Du nicht auch, alte, gute Tofia?

Du siehst, wie auch ich, den Vater, Rosemies Mann und manch lieben Freund und Verwandten mitziehen.



Und manchen Gedanken hab' ich mir schon drüber gemacht, ob Dein Herz nicht noch für einen anderen heimlich zittert, wovon Du uns nichts sagen willst, Du Schesal! Ich, vertraue es mir doch an! Ich wüßte es doch zu, zu gern! Na, ich werde versuchen, geduldig zu

Warten. Vielleicht lockert Angst oder Stolz für ihn doch mal Deine unbegreiflich widerstandsfähige Zunge!!“

Bei dieser Stelle angelangt, mußte Tofia laut lachen. In gutmütigem Triumph rieb sie Evas Brieffragmente an Kofks schönem Bogen.

Oh, du schlaue, schlaue Eva du! Wenn du dieses wüßtest. . .

„Aber ich wollte Dir ja noch alle möglichen Erlebnisse erzählen“, las sie dann weiter. „Das komischste war entschieden die Einkleidung der Eingezogenen auf dem Kasernenhof.“

Nein, Bilder sah man da!!!

Ich stand am Gitter und lachte Tränen, was Schorschel nachher als höchst unpassend rügel! Dieses Durcheinander von Zivil- und Militärstücken auf einem einzigen Korpus war aber einfach zu viel für mich. Und diese drolligen Bemerkungen, wenn einer verzweifelt auf einem Bein rumhoppste und den ‚Kameraden‘ zu seinem Stiefel nicht mehr finden konnte! Oder einer sich heimlich in einem mitgebrachten Spiegelchen beäugtel! Ein Jammer, daß man das nicht schildern kann. Man muß es einfach gesehen haben!

Als ich mich endlich trennte, sah ich die Gräfin Trend, hochlegant wie immer, mit einem Mutschko im Drilchanzug vor dem Kasernenhof auf und ab spazieren.



Zum Abschied reichte sie ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte. Im ersten Augenblick war ich ganz frappiert über dieses höchst seltsame Bild, bis ich mir sagte: Krieg! 's ist ja Krieg! Und der wahrscheinlich ein Kriegsfreiwilliger, der noch vor ein paar Tagen in Smoking und Lackschuhen die Zierde des Salons der Gräfin war.

Ja, diese Kriegsfreiwilligen! Das ist auch so was überwältigend Herrliches. Über eine Million haben sich in dieser kurzen Zeit gemeldet! Jeder will mit! Hoch und niedrig, reich und arm, jung und alt, ach, so uralt oft, daß man sich mit Gewalt zurückreißen muß, um nicht weinend das ehrwürdige, weiße Haar zu streicheln!

Gott strafe England! das die Hauptschuld an dem allem hat! Weißt Du, daß man so sagt als Gruß? Statt ‚Guten Tag‘ und ‚Adieu‘ — ‚Gott strafe England!‘ ‚Gott strafe es!‘ Das kann oft so wild klingen, daß es einem gruselig den Rücken entlang läuft. ‚Adieu‘ wird überhaupt verpönt werden und zahllose andere Fremdworte. Ich würde ‚Gott befohlen‘ vorschlagen. Aber es wird gewiß recht schwer halten, einen einheitlichen Gruß einzuführen.

Du, Tofia, wenn nur erst Nachricht von Rose-Marie da wäre! Mir wird ganz schwach bei dem Gedanken, sie könnte in solch ein grauenhaftes Konzentrationslager kommen, in denen die Franzosen unschuldige Deutsche gefangen halten. Meine einzige Hoffnung ist, daß Dein Vetter Adolf ein so gescheiter Mensch sein soll. Der wird sein zartes Frauchen hoffentlich doch noch in Sicherheit haben bringen können.

Und die arme Karola! Nun hat sie ihre geliebten Engländer wahrscheinlich von der scheußlichsten Seite kennen gelernt, und die Fremdenanbeterei wird ihr wohl vergangen sein! Das arme Ding! Was mag aus ihr geworden sein? Ich werde Georg bitten, daß er Erkundigungen einzieht.

Dieser liebe, liebe Georg! Von seiner Schaffenskraft machst Du Dir keinen Begriff. Augenblicklich organisiert er die Jugend der Stadt zur Erntearbeit, an

die ja auch der Feldmarschall v. d. Goltz zu diesem Zweck einen flammenden Aufruf hat ergehen lassen. So ungeheuer wichtig ist das ja. Denn England erklärt uns, edel denkend, wie es nun einmal ist, den Aus Hungerungs-krieg! Frauen und Kinder will es damit umbringen. Daß sie sich nicht schämen, mit solch niedrigen, gemeinen, unerlaubten Waffen zu kämpfen!!!

Und unser reizender, italienischer Bundesbruder drückt sich, scheint's, feige von seiner Bundespflicht! Dreiunddreißig Jahre lang ist er groß und stark geworden in Deutschlands mächtigem Schutz, und nu, wo er alles von dene Deutsche erlidert hat, kneift er! sagt meinem Rosenknöspchen seine Na und droht mit der geballten Faust, rollenden Auges, mit kühnem Schwung nach Norden. Warum sie ihren kochenden Zorn über das Sonnenland gerade immer nach der Schattenseite hin entläßt, ist mir dabei unerfindlich.

Eigentlich müßten sie doch noch mitmachen, meinst Du nicht? Übrigens hoffen wir jetzt auf die Türken, man munkelt so allerhand. — —

So, und jetzt muß ich wahrhaftig noch einen ganz richtigen, schönen Vogen spendieren — — („Na, na!“ dachte Sofia, „der ist aber auch schon bedenklich beschneipfelt!“) —, aber die beiden herrlichsten Momente hab' ich Dir ja noch gar nicht geschildert.

Also erstens den Abschied des Regiments von unserem Landesherrn auf dem Exerzierplatze. Wie eine Mauer von grauem Stahl standen die dreitausend Mann in einem ungeheuren Karree. Als gutem Soldatenkind lachte mir das Herz beim Präsentieren des Gewehrs. Wie ein einziger, elektrischer Schlag ging's durch die Reihen. Und dann die ergreifenden Worte unseres herrlichen Fürsten. . . . Ich hätte fast geheult, kann ich Dir sagen.

Als die Truppen abrückten, kam der kleine Kessels-hofen auf mich zu. Ein ganz anderes Gesicht hat das liebe Kerlchen in den paar Tagen bekommen.

„Ich habe mich gestern mit Diefse-Lotte von Gronert verlobt, gnädige Frau“, sagte er, und Glück und Erregung und Abschiedsschmerz zitterten in seiner Stimme. Nehmen Sie sich ihrer ein wenig an, wenn ich fort bin . . . und namentlich, wenn ich nicht wiederkehren sollte. Ich weiß, Sie haben sie auch lieb, und Ihre heitere Natur ist solch ein Segen in schweren Zeiten.“

Natürlich versprach ich es von Herzen gern. Aber daß ich es zu niemand sagen würde, konnte ich beim besten Willen nicht versprechen. Und so kamen wir überein, daß ich es unter dem Siegel der Verschwiegenheit hier und da erzählen dürfte.

Und dann hat er mich noch, ob ich nicht mit Diefse-Lotte und einigen anderen Damen zur Abfahrt des Bataillons kommen wollte.

Das tat ich nun natürlich furchtbar gern. Wie wunderbar schön es werden würde, davon hatte ich aber keine Ahnung. Zu den schönsten, erhabensten Erinnerungen meines Lebens wird diese Stunde gehören.

Im ersten Grauen des Morgens rückten sie auf dem Verladebahnhof an. Die menschenleeren Straßen hallten wider von dem eisernen Schritt dieser Tausend. Und noch einmal sangen sie auf heimatlichem Boden:

„Nun lebet wohl, wir müssen Abschied nehmen,  
Die Kugel wird ins Flintenrohr gesteckt,  
Und unser aller schönstes, junges Leben  
Wird jetzt im Krieg aufs Schlachtfeld hingestreck't!  
So lebt denn wohl, ihr Eltern und Geschwister,  
Wir reichen uns zum letztenmal die Hand,  
Und sehen wir einander niemals wieder,  
So hoffen wir auf jenes befre Land!“

Das klang so unjählich traurig und doch so froh und tapfer, daß uns Frauen die Augen blank wurden von verhaltenen Tränen. Aber weinen wollten und durften wir nicht. Jede hatte sich wohl innerlich selbst dieses Gelöbniß abgegeben. Und so wurde es wirklich ein lächelndes, hoffnungstropfes Scheiden.

Der Himmel färbte sich rosig vom Schein der aufgehenden Sonne.

Blühlich ein brausender, donnernder, fortreibender Jubel. Die Kunde vom Fall Düttichs hatte sich verbreitet. Jeder Kompagniechef hielt eine von Begeisterung glühende Ansprache an seine Leute. Ja, das war ein schöner Eindruck, mit dem sie der Ungewißheit entgegenfuhren. Wirklich der Ungewißheit! Denn nicht einmal der Zugführer wußte, wohin es gehen sollte. Erst im Fahren bekam er die richtige Ordrer.

Die Abfahrt verzögerte sich etwas, weil der Sanitätswagen beim Verladen von der Kanipe gestürzt war und ein Rad gebrochen hatte. Das mußte nun erst schleunigst ersetzt werden. Ein Wikbold von Leutnant sagte: „O jerum! der erste Invalide ist ausgerechnet der Sanitätswagen!“ Es klang furchtbar komisch und verscheuchte etwa noch vorhandene Neigung zu Triebfeligkeit.

Wir wanderten den endlosen Zug entlang. Die Wagen waren mit Laub bekränzt und mit Fähnchen geschmückt. Auf einem offenen Güterwagen stand der Marktendertwagen. Daß es so was überhaupt gibt! Ich dachte, das käme nur im ‚Wallenstein‘ und so vor. Genau wie auf der Bühne sah es aus. Unter seinem Plandach hervor hingen zwischen Strohbüscheln und dergleichen ein Paar lange Stiefel. Vielleicht waren es auch die Beine eines gemütvollen Schlafers.

Wie oft wünschte ich Dich her! Wir hätten das alles zusammen noch ganz anders genossen und beobachtet, obgleich ich hoffen darf, daß mir nichts entgangen ist. Daß ich alles ‚erlickert‘ habe! (Dieser Ausdruck gefällt mir zu gut, und ich nehme ihn hierdurch feierlichst in meinen Wörterschatz auf!)

So, nun reicht der Bogen schon wieder nicht mehr! Aber ein neuer wird keinesfalls spendiert. . . .

Sei, fein, hier ist noch was Prachtvolles. Mein letzter Wäschezettel. Die Rückseite schreibt ja förmlich nach

Verwendung. An den Windelhöschen usw. auf der anderen Côté wirst Du Dich ja nicht stoßen!?

Also, was ich noch sagen wollte. . . . Unser tugendspiegeliges Bertchen macht sich großartig. Sie ist Georgs rechte Hand und ein Segen fürs ganze Haus mit ihrer unverwüßlichen Ruhe und Überlegenheit. Sie verteilt die Kriegskontributionen, die Frankreich, England, Rußland, Serbien und Montenegro mal bezahlen werden müssen, schon mit rührendem Gerechtigkeitsinn an Kirchen, Krankenhäuser und Wohlfahrtseinrichtungen. Wenn es nicht alles so schrecklich edel wäre, müßte ich mitunter lachen. Ja, und auch raufen mit ihr! Aber ich verneise mir das alles. Denn sie ist wirklich ‚ne Seele!

Aber eigentlich wollte ich noch ganz was andres sagen. Die köstlichen Aufschriften auf dem abfahrenden Zuge nämlich mußt Du noch hören. Tosia! Gebogen habe ich mich vor Lachen!

„Heut abend Festschessen in Paris!“

„Freifahrt nach Rußland, der neuen, deutschen Provinz.“

„Jeder Schuß — ein Ruß!“

„Jeder Stoß — ein Franzos!“

„Jeder Tritt — ein Britt!“

„England muß deutsch werden.“

„Am 2. September großes Preisregeln in Paris mit deutschen Kanonenkugeln. Deutscher Regelklub.“

„Der Krieg findet bei jeder Witterung statt.“

„Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen.“

In der Tonart ging es fort. Man mußte lachen und heiter sein, ob man wollte oder nicht. Auch Diefelotte, die arme, kleine Braut, und Frau von Sagedorn, die doch erst ein Vierteljahr verheiratet ist. Und es galt doch ein so bitteres Abschiednehmen. Jetzt trägt sie schon den Witwenschleier, und zwar mit einer großartigen Würde. Tosia, die Deutschen sind ein unglaublich herrliches Volk. . . .

Leb' wohl, Liebe, Gutel Komm' nur bald zurück,  
wir könnten so viel zusammen schaffen.

Sei begrüßt von Deiner

Eva."

Träumerisch starrte Tofia auf die Blätter in ihrem Schoß, von denen der Abendwind einige aufhob und zu ihren Füßen niederlegte.

War das noch dieselbe Eva, die sie vor so wenigen Wochen verlassen hatte? Ein neues Bild der Freundin blickte ihr aus dem kunterbunten Durcheinander dieses Briefes entgegen. So viel Gemüt, so viel gesundes Urtheil war früher nicht bei ihr zu finden gewesen. Das hatte erst dieser alles aufwühlende, alle guten Triebe ans Licht lockende Krieg zuwege gebracht.

Ein Gesundbrunnen fürs Volk würde er sein, hatte sie einen edlen Mann kürzlich sagen hören. Hier in diesen Blättern sah sie schon die ersten Spuren.

## 8. Kapitel.

Endlich, nach wochenlangem Harren, konnte man es nun doch wagen, abzureisen. Es hieß, die Bahnen seien leidlich frei. Allerdings, Garantie für Innehaltung der fahrplanmäßigen Zeiten konnte die Bahnverwaltung nicht übernehmen.

Mutig machte Tofia sich mit ihrer Mutter auf die Reise. Aber bald schon haperte es, undorhergesehener Truppentransporte wegen. Wenn es in dem Tempo weiterging, würde man zu der Fahrt von neun Stunden deren vierundzwanzig brauchen. Eifrig beratschlagten die beiden Damen, was unter diesen Umständen zu tun sei.

Tofia war dafür, in München zu bleiben, da der Schaffner versicherte, morgen könne man auf einen sehr guten, schnellen Zug rechnen. Sie nahm all ihre Heiterkeit und Zuversicht zusammen, denn Frau Eschenhorst sah tausend Hindernisse und Unmöglichkeiten. Bedrückt sah sie in ihrer Ecke und vermochte keinen Entschluß zu fassen.

Ein etwa fünfjähriges Bübchen, das mit seiner Mutter im selben Abteil fuhr und unaufhörlich mit glühenden Backen und funkelnden Augen über den Krieg sprach, fand schließlich das erlösende Wort.

„Es werden eben wieder neue Truppenverschiebungen stattfinden!“ sagte es mit drolliger Altklugheit, ein jedenfalls oft gehörtes Wort wiederholend. „Und wenn das unser lieber Kaiser befohlen hat, dann dürfen unsere lieben Soldaten ganz umsonst solange auf der Bahn rumpfahen, wie sie wollen. Du mußt nicht traurig sein,

Tante, wenn du erst morgen heimkommst. Unsere Soldaten haben auch kein Bett! Es ist ja auch so warm. Man kann ganz gut draußen schlafen. Du wirst dich gewiß nicht erkälten, du hast ja solch schöne Reisebede. Oder du kannst auch in meinem Bettchen in München schlafen!" Und stürmisch sich an seine Mutter wendend, ganz erfüllt von dem herrlichen Gedanken: „Mammi, sag's! Sag's flink! Darf die liebe Dame mein Bettchen haben? Ich schlafe bei Sultan! Er hat so viel Platz in seiner großen Hütte! Oh, bitte, bitte, erlaube es doch!!“

Tosia drückte den reizenden, kleinen Kerl an ihr Herz, ihre Mutter bedankte sich mit ihrem gütigsten Lächeln für das gute Anerbieten, und eine große Stange Schokolade besiegelte vollends die neue Freundschaft.

„Ich danke viel-vielmals!“ sagte er beglückt. „Aber, gell, ich brauche die Schokolade doch nicht zu essen?“

„Magst du denn keine?“ fragte Tosia erstaunt.

„Oh, doch! Und wie gern!!!“ seine blauen Augen glänzten. „Aber ich muß sie doch den lieben Soldaten ins Feld schicken!“

„Alles will der Bub ins Feld schicken“, erzählte seine Mutter mit einem Gemisch von Stolz und Mißbilligung. „Ich habe die größte Not, daß er sich nur wenigstens satt ißt! Ganz abgemagert ist er schon.“

In angeregter Unterhaltung, die der Junge häufig durch seine drolligen Bemerkungen würzte, verlief der Rest der Fahrt. Natürlich sprach man von nichts anderem als dem Krieg, und was damit zusammenhing. Gute, gute Nachrichten waren ja schon von allen Seiten eingetroffen. Im Elsaß und Lothringen waren die Franzosen in schweren Schlachten besiegt. Belgiens Festungen fielen eine nach der anderen, und ein unaufhaltbarer Vormarsch nach Frankreich hinein hatte begonnen. Auch im Osten ging es siegreich voran, und wahre Heldentaten wurden von den in aller Welt verstreuten Schiffen der deutschen Flotte gemeldet. Oh, alle diese ehrvergeßenen Nationen würden für ihr freventliches Spiel büßen müssen. Das deutsche Schwert war scharf!

Mit mehrstündiger Verspätung lief der Zug in München ein. Ein sinnverwirrendes Treiben herrschte in der weiten Halle. Eschenhorsts, die in einem Hotel bleiben wollten, hatten nach herzlicher Verabschiedung schnell ihre freundlichen Reisegeossen aus den Augen verloren.

Tosia belud sich mit dem nicht übermäßigen Handgepäck und steuerte tapfer dem Ausgang zu.

Aber, o weh!!



Ein bewaffneter Landsturmman wehrte ihnen ganz entschieden den Ausgang. Wo sie ihren Ausweis hätten?

Sa, du liebe Zeit! Einen solchen besaßen sie natürlich nicht. Daß etwas Derartiges nötig sei, davon hatte ihnen kein Mensch etwas gesagt.

„Dann tut mir's arg leid, aber nauslass'n derf i S' halt net!“ versicherte der Mann und pflanzte sich noch breitspuriger vor dem schmalen Durchgang auf.

„Sa, aber was sollen wir denn nun anfangen?“ rief Tosia ratlos, während ihre Mutter hin und her lief

und alle möglichen Menschen, die gar nichts mit der Sache zu tun hatten, beschwor, sie durchzulassen.

„Dahin z'ruckfahr'n, wo S' fei herkemmal“ entgegnete der Mann auf Tofias Frage.

„Ruffen! Spionel!“ rief plötzlich jemand. „Die Dame ist Ruffin!“

Der Landsturmmann ließ seine gemütliche Haltung fahren und setzte sich in Positur.

„Bitte um Ausweise, mei' Dam'n! Die Dam' da spricht wie a Ruffin!“

Frau Eschenhorst hatte unglücklicherweise in der Aufregung ihr in den letzten Jahren so sehr verbollkommnetes Deutsch nicht gut beherrscht, und ihr harter, polnischer Dialekt sowie einige Sprachfehler waren dem Publikum, an das sie sich gewandt hatte, nicht verborgen geblieben.

„Aber das ist ja Unsinn!“ rief Tofia, halb lachend, halb ärgerlich, zum Glück sich der Gefahr nicht bewußt, in der sie schwebten. „Mein Vater ist preußischer Offizier und steht seit dem dritten August im Felde!“

„Das kann a jed's sag'n!“ tönte es von irgend woher zurück.

„Hinte so am herzig'n G'schau is leicht a Spionin versteckt!“ rief ein anderer.

Frau Eschenhorst ergriff Tofias Arm. Allen ihren Mut nahm sie zusammen.

„Komm, Kind, wir wollen fahren zurück ins Gebirge.“

„Ja, das wird das beste sein“, sagte Tofia entrüstet und machte kehrt.

„Halt! Die wollen fliehen!“

„Die machen sich dünne!“

So klang es drohend, erregt aus der Menge.

Der Landsturmmann vertrat den zur Rückreise Entschlossenen den Weg.

„Da wird's blieben!“ sagte er barsch. „Das könnt' euch fei jeß' pass'n . . .“

„Ja, aber, Sie sagten doch vorhin selbst, wir sollten zurückfahren!“ rief Tofia in flammender Empörung.

„Es ist ja unerhört, was man uns hier bietet!“

„Stecht's ein! Mir ham grad gnua mit dene feine Spion'!“ schrie eine Stimme.

„Ruhel! Was geht hier vor?!“ erklang es da plötzlich im Kommandoton. Ein junger Offizier nahte eilenden Schrittes.

„Zwa Spion' hamma g'fangt, Herr Leutnant!“ meldete der Soldat.

„Darf ich die Damen bitten, mich auf die Bahnhofskommandantur zu begleiten!“ sagte der Offizier in höflichem Ernst.

Frau Eschenhorst wollte auffahren, sich weigern. Doch Tofia drückte heftig ihren Arm und bat sie, ihre Ruhe zu bewahren.

„Es ist ja ein herrliches Abenteuer, Mamachen!“ spöttelte sie. Denn um die Welt hätte sie nicht zugegeben oder sich merken lassen, daß auch ihr Herz bänglich schlug.

Was sollte nur werden, wenn man auf Paß und Ausweis bestand? Sie hatten ja nichts dergleichen bei sich.

Der Bahnhofskommandant, ein alter Herr mit eisgrauem, martialischem Schnurrbart, unterzog sie einem gründlichen Kreuzverhör. Freilich, es war seltsam, daß die Dame, die einen ausgesprochen slawischen Akzent hatte, sich als Offiziersfrau ausgab. So ohne weiteres durfte man dem nicht Glauben schenken. Wohl hatte Frau Eschenhorst Visitenkarten bei sich. Aber was wollte das viel sagen!

„Sind denn nicht wenigstens ein paar Briefe in Ihrem Gepäck?“ fragte er schließlich ein wenig ungeduldig. Denn man drehte sich ewig im selben Kreise.

„Doch, natürlich!“ rief Tofia strahlend. „Auf dem Wege zur Bahn bekam Mama noch eine Karte von Väterchen.“

Die Karte wurde herbeigebracht. Nur ein Gruß stand darauf. Aber Absender und Truppenteil. In

ihrer karglichen Kürze schien sie nun doch nicht recht zu genügen.

„Ich habe den Brief von Rolf noch in meiner Handtasche. Wenn ich den noch opfere, wird man uns ja wohl glauben.“ Mit indignierter Miene reichte Tofia auch dieses Schriftstück noch dem Kommandanten.

Der las es aufmerksam. Und nachdem er Stempel und alle Angaben eingehend geprüft und gebucht hatte, wendete er sich zu den Damen:

„Ich will diesen Ausweisen Glauben schenken. Ich bedauere, den Damen solche Unbequemlichkeiten habe bereiten zu müssen.“ Und mit feinem Lächeln zu Tofia: „Sie haben einen kühnen, unerschrockenen Freund, mein gnädiges Fräulein! Vielleicht hört man dereinst noch mehr von ihm!“ — Und mit vorstellender Handbewegung: „Der Herr Leutnant Frey wird es sich zur Ehre anrechnen, die Damen ins Hotel zu begleiten. Die guten Münchener sind, was Spionagesachen betrifft, ein wenig übereifrig! Und Sie sollen doch nicht noch einmal behelligt werden.“

Er verbeugte sich, und sie verließen „unter militärischer Bedeckung“, wie Tofia bei sich dachte, das von einer neugierigen Menge umlagerte Bahnhofsgelände. Denn wie der Wind hatte sich die Mär verbreitet, daß man wieder zwei Spioninnen gefangen.

Tofia atmete erleichtert auf, als sie in der Droschke saßen. Wenn der gute Rolf wüßte, was sein Brief ihnen für einen Dienst geleistet! Wie froh würde er darüber sein.

Indessen galt es jetzt an die nächste Zukunft zu denken. Man besprach mit dem Leutnant die für morgen geplante Weiterreise. Er gab noch diesen und jenen guten Rat, stellte sich am folgenden Tage auch zum Geleit ein, und so verlief die Abfahrt ohne Zwischenfall.

Auch die Weiterreise wickelte sich glatt ab. Für alle Fälle hatte man sich noch eine von der Militärbehörde gestempelte Bescheinigung geben lassen über das Woher, Wohin usw. Ein zweites Mal mochte man derartige

Dinge nicht erleben. Aber nun, hinterher in der Erinnerung, war Tofia seelenvergnügt über das gehabte Abenteuer.

„Diese wundervolle Geschichte müßt ihr unbedingt an meinem Bolterabend aufführen, Muttili!“ lachte sie und vergaß im Augenblick ganz die grauenhafte Kriegszeit, und daß sie obendrein der Ehe eigentlich abgeschworen hatte. „Und was wird Eva dazu sagen?! Und nun erst gar zu dem ‚herzigen G’schau‘!! Das glaube ich nun selbst! Denn Volkessstimme — Gottesstimme!! Nicht wahr, Mütterchen?“

Und sie lachte wie ein Kobold. Ganz, ganz wie in alten Zeiten. . . .

Am Bahnhof stand Eva. Mit winkenden Armen, ungeniert, wie in seligen Bäckstagen. Das unmöglich Scheinende hatte sie möglich gemacht. Sich eine Erlaubnis erwirkt, den Bahnsteig betreten zu dürfen, was nur mit den größten Schwierigkeiten zu erlangen war.

Natürlich war sie gestern schon dagewesen. Und als die Erwarteten ausblieben, hatte sie sich unbekümmert an allen zuständigen Stellen durchgefragt. Möchten die Menschen auch härtebeißige Mienen aufsetzen oder sie barsch abweisen. Schließlich wußte sie ja doch, was sie wissen wollte: nämlich, daß der Zug vermutlich in München oder etwas später hängen geblieben war, daß er aber statt dessen heute ziemlich fahrplanmäßig eintreffen würde.

Da war sie, gepeinigt von Neugier, denn aus Tofias letztem Brief hatte sie unabweislich herausgeföhlt, daß sie in diesen schweren Kriegstagen irgend etwas Besonderes erlebt. Aber auch erzählsüchtig wie nur je.

„Dein Freund ‚Tönchen‘ hat das Eisernes Kreuz!“ schrie sie den beiden Damen entgegen und nahm sich kaum die Zeit zu einer vernünftigen Begrüßung. „Du wirfst es mir ja nicht übel nehmen, aber ich sah in euerm Briefkasten eine bleistiftgeschriebene Karte stecken mit dem Wort ‚Fräulein‘! Ich berging vor Neugier, Tofia, glaube es mir!“ (Tofia glaubte es ohne heilige

Versicherungen!) Dreimal war ich bei euch oben vor dem Kasten! Rein magnetisch zog es mich immer wieder hin! Mehr konnte ich leider nicht erluchsen! Und da nahm ich mir schließlich eine lange Gäßelnadel mit und prüferte so beharrlich, bis ich die Karte rausgespießt hatte.

Du kannst dann gelegentlich mal die Bekanntschaft zwischen ihm und meinem Mucke-Buckelchen vermitteln. Wenn er eines schönen Tages Feldmarschall ist, will ich ihm erlauben, sich um meine Tochter zu bewerben!"

So redete sie fort. Über Gepäckträger, Droschkenkutscher und rasselndes Straßenpflaster hinweg. Denn natürlich ließ sie es sich nicht nehmen, die Damen in ihre Wohnung zu begleiten. Je mehr sie sich dem Endziel näherten, desto aufgeregter wurde sie und bemerkte gar nicht die leise Ungeduld, mit der die von der Reise angegriffene Majorin ihrem Schwagen zuhörte.

Auch Tofia hatte keinen rechten Sinn dafür, so sehr sie sich über die Nachricht von „Tönchen“ freute. Zu vieles lenkte ihre Aufmerksamkeit ab.

Das war hier freilich ein anderes Leben als in ihrer ländlichen Einsamkeit!

„Hier sind ja mehr Soldaten als im Frieden!“ staunte sie, als ein Trupp nach dem anderen, teils mit Musik, teils singend oder mit Spielleuten, an dem Wagen vorübermarschierte.

Eva nickte eifrig.

„Natürlich! Dreimal soviel! Es ist herrlich, wieviel tapfere Männer wir haben! Die Schulkinder haben's gut. Mit dem Unterricht ist's ziemlich Essig. Alle Schulen sind voll Soldaten . . . aber auch schon ein paar Lazarette“, fügte sie mit sinkender Stimme hinzu.

„Ich will sie pflegen helfen, unsere teuren, verwundeten Krieger!“ rief Tofia leidenschaftlich. „Nicht wahr, Muttili, du hast sicher nichts dagegen?“

„Wie sollte ich, mein Herzenskind! Im Gegenteil, ich freue mich, wo du dich auch betätigen willst, gleichviel, alles soll mir recht sein.“

„Wir sind da!“ rief Eva aufgeregt und öffnete den Wagenschlag. „Euer Mädchen hat alles großartig reingemacht.“

Sie stürzte die Treppe hinauf. Mit wehmütigen Gefühlen folgten Mutter und Tochter. Wie waren sie so frohen Herzens damals zu der ersehnten Sommerreise diese selbe Treppe hinabgestiegen, geleitet von des Vaters und Waters herzlichen Wünschen. Heute empfing sie kein inniges Willkommen des Teuren. Er stand auf blutgetränktem Boden, einem übermächtigen, unerbittlichen Feinde gegenüber. . . .

Über der Flurtür hing ein blumenkranzumrahmtes Begrüßungsplakat, und darunter stand . . . Tofia stockte der Fuß.

Nein, war es denn möglich?! Eine zarte, wohlbekannte Gestalt, die ihr weinend in die Arme sank.

„Seit sechs Tagen habe ich keine Nachricht von Adolf! Ich sterbe vor Angst!“

„Rosemie! . . . Rosemie! . . . Ja, wo kommst du denn her?“ Mit jauchzendem Wehelauf schloß Tofia die Arme innig um die geliebte Freundin. „Oh, lieber Gott, wie danke ich dir, daß meine Rosemie unverfehrt wieder da ist!“

„Mein Dolf ist im Krieg,“ schluchzte das überschlanke, blasser Geschöpfchen, die Stirn fest an Tofias Schulter pressend, „und unser liebes Häuschen haben die Franzosen zerstört!“

Tofia biß sich in die Lippen. Wie nahe ging ihr der Kummer des zarten, jungen Wesens.

„Nicht verzagen, Kleinschen!“ murmelte sie, selbst ein wenig verzagt. „Wir Frauen müssen jetzt alle Heldinnen sein!“

Während nun auch Frau Eschenhorst Tofias liebste Freundin, die durch ihre Heirat mit Adolf ja sogar ihre Nichte geworden war, innig begrüßte, wirbelte Eva selig um sie herum.

„Na, habe ich das nicht mal wieder großartig gebeichelt?! Und kein Sterbenswörtchen verraten! Da

sage noch einmal einer, ich könnte den Mund nicht halten! Aber nun, meine Herrschaften, bitte zum Kaffee. Ich habe selbstgebackenen Kuchen mitgebracht! Jawohl! So nett bin ich! Ich möchte so gern noch erzählen hören und erzählen helfen. In neununddreißig Minuten muß ich nämlich fort. Ich möchte Georg unter keinen Umständen warten lassen!"

Lofia wirbelte der Kopf.

Wieder daheim! Der Vater draußen in dem entsetzlichen Männermorden! Rose-Marie, der so viele, sorgenvolle Gedanken gegoten, wohlbehalten hier in ihrem Heim! Und Eva, die ihren Mann „keine Minute“ warten lassen wollte! Das war fast das Überwältigendste von allem. . . .

Bald saß man am gemütlichen Kaffeetisch. Eva machte, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Wirtin. Sie ermunterte zum Reden, Essen und Trinken gleicherweise.

Unter der von allen dargebrachten zarten Anteilnahme hatte auch Rose-Marie sich gefaßt. Sie ganz besonders mußte erzählen. Von der Flucht, an die sie noch heute nur mit fieberndem Blut denken konnte, sollte und mochte sie nicht sprechen. Aber weiter? Was hatte sie gesagt von der reizenden, kleinen Villa am Gange der Vogesen?

„Zwei Tage sind die Franzosen im S-tädtchen gewesen, hat man uns erzählt. Dann konnten unsere Truppen sie wieder hinauswerfen. Ganz ohne Sinn und Verstand haben sie gewüßt. In unserem Hause ist alles in Scherben, Geschirr, Glas, Lampen, Kronleuchter. Die Schubfächer sind ausgeleert und durch alle Zimmer zerstreut, Adolfs S-tiefel mitgenommen oder zerschritten, und meine Ballkleider haben die französischen Offiziere angezogen und auf der S-traße darin getanzt!"

„Wie würdelos!" sagte Lofia empört. „So würden Deutsche sich nie betragen! Nicht einmal der einfachste Soldat! Und die wollen behaupten, im Namen der

Zivilisation gegen die ‚Barbaren‘ zu kämpfen. Etwas Lächerlicheres gibt es nicht!"

„Ja, und namentlich, wenn man denkt, daß sie Turkos, Negers und halbe Menschenfresser auf uns loslassen", rief Eva. „Was die wohl von Zivilisation für Begriffe haben!"

„Eine Bekannte von uns konnte nicht schnell genug die S-tadt verlassen", erzählte Rose-Marie weiter. „Da hat die Artillerie sie gerettet und auf einer Proke mitfahren lassen. Drei Tage ist sie mit den Truppen unterwegs gewesen, in einem Schützengraben hat man sie berstet, bis es schließlich gelungen ist, sie auf die Bahn zu setzen und in Sicherheit zu bringen."

„Großer Gott, was hat die alles erlebt!" sagte Lofia, halb schauernd, halb auch neidvoll. Und dann wieder, sich mit allen Gedanken dem Schicksal der Freundin zuwendend:

„Arme Rosemiel! Und alle deine entzückenden Sachen sind nun hin?"

„Der Staat ersezt alles, das tut er bestimmt!" tröstete Eva und zählte auf der vor ihr liegenden Taschenuhr die Minuten ab, die sie noch bleiben konnte.

„Der S-taat wird mir und vielen anderen Menschen zahllose, liebe Erinnerungstücker niemals ersetzen", sagte Rose-Marie leise. „Aber das ist ja schließlich das wenigste. . ."

„Du hast recht, armes Kind, dich mit denen zu trösten, denen es nicht anders oder noch schlimmer ergeht, als dir", sagte Frau Eschenhorst mütterlich. „Wenn man an die Russengreuel in Ostpreußen denkt, möchte einem das Blut erstarren. Dem Armen wird das letzte geraubt, dem Reichen Jahrhunderte alter, unersetzlicher Besitz verbrannt und verwüßt, Leib und Leben nicht gesont. Es ist zu traurig, daß man diesen Jammer den deutschen Grenzbewohnern nicht ersparen konnte. . . . Aber was habt ihr weiter beschlossen, mein Herz? Zurück kannst du doch auf keinen Fall. Die Verhältnisse an der Grenze sind ja zu unsicher."

„Wollt ihr mich hier behalten, Tante Sascha?“ bat Rose-Marie mit bebender Stimme. „Bei meinen Eltern in Hamburg würde ich vergehen. Denn alle Nachrichten von diesem Kriegsschauplatz kommen natürlich viel schneller hierher als dorthin.“

Tosia stieß einen Jubelruf aus.

„Ich möchte sie auch so brennend gern bei mir haben, aber sie zieht euch natürlich vor!“ sagte Eva, ein ganz klein wenig beleidigt. „Und nun muß ich fort! Aber morgen komme ich wieder, sobald ich nur kann! Zum Schlafen erwarte ich dich aber heute noch, Rose-Mariel!“

Mit flüchtigem Abschied wollte sie davoneilen. Doch kehrte sie unter der Tür noch einmal um. „Nun erzählst du all die interessanten Sachen ohne mich!“ schmollte sie. „Denke dir, Tosia, ihr einer Bruder ist Unterseebootführer, und der ‚Kleine‘, der Heinz, der jüngste Flieger in der Armee!! Ist das nicht ein wahrer Staat? Von Kolf —“ sie warf einen listig prüfenden Blick auf die leicht errötende Tosia — „von Kolf weiß sie eigentlich am wenigsten. Du etwa? Oh, du alte, garstige Geheimnisräumerin, du!“ Sie schüttelte Tosia am Arm. . . „Ach, welch ein Jammer, diese unerbittliche Uhr! Gerade jetzt, wo ich vielleicht das meiste hier versäume, muß ich gehen. Aber Georg soll wirklich keine Minute warten . . .“

Fort war sie. Aber noch ehe die Tür hinter ihr zuklappte, rief Tosia:

„Nun hast du ja doch glücklich alles ‚wegerzählt‘! Versäumen tust du also nichts mehr!“

Kopfschüttelnd sahen ihr alle drei nach.

„Sie sagt nicht mehr ‚Schorschel‘ . . .“

„Sie läßt mögliche Neuigkeiten im Stich . . .!“

„Und ist doch die alte geblieben, geläutert durch die ersten Wochen des — wenn es nach den Wünschen der Feinde ginge — uns zerschmetternden Krieges“, fügte Frau Eschenhorst hinzu.

## 9. Kapitel.



Regimentsmusik, einen endlosen Truppschweif hinter sich, marschierte durch die Straßen. Lustig erklangen die bekannten Weisen und weckten die Schläfer.

Verstört fuhr Tosia aus ihren Träumen. War das Ruhgeläut und Sirtenhorn?

Sie sprang auf und lugte durch die Gardine. Feldgraue Männer, Kanonen, gepackte Pferde — — —

Es war ja Krieg. . . .

In diesem Augenblick verröchelten draußen vielleicht Hunderte ihr Leben im Getümmel wilder Schlachten. Jünglinge, in denen möglicherweise der Keim zu Großem geschlummert, gereifte Männer, mit denen das Vaterland unerfegliche Werte dahingab, Künstler, Gelehrte, die allzu früh in ein unbekanntes Grab sanken. Doch der unverwelkliche Lorbeer unerhörten Heldentums folgte ihnen durch alle Zeiten und Geschlechter.

Tosia sank am Fensterbrett in die Knie und legte in stummem Gebet die Stirn in die gefalteten Hände.

Gott würde weiter helfen. Sichtlich war er mit der gerechten deutschen Sache. Unaufhaltbar war der Siegeslauf. Halb Belgien hielten die Deutschen bereits besetzt, tief hinein auf Frankreichs Boden standen die unermüden Truppen, die Thronerben des Deutschen Reiches und Bayerns führten selbst die Heere an. Um die Namen Metz, Brüssel, Longwy, Namur, St. Quentin rankte sich frischer Lorbeer.

Und dem bedrängten Osten war ein Retter und Befreier in dem genialen General von Hindenburg erstanden, der hunderttausend Russen bei Tannenberg gefangen genommen und aber Hunderttausenden in den Sümpfen ein jähes Ende bereitet hatte.

Freilich, ein neuer Feind war von England mobil gemacht worden. Die Rechnung mit Japan war ein Trugschluß gewesen. Sabgierig streckte die gelbe Rasse, die Europa bislang ängstlich ferngehalten, seine Hände nach dem deutschen Besitz in Ostasien aus. Die kleine Besatzung von der mit so viel Liebe ausgebauten Kolonie Kiautschou würde sich unmöglich halten können. Aber als unbergleichliche Helden würden auch sie zugrunde gehen.

Zimmer wieder fragte Tofia sich und andere: warum, warum das alles? Und die einzige Antwort, die es auf die rätselvolle Frage gab, mußte stets von neuem lauten: Neid! Neid, daß Deutschland groß und stark und mächtig wurde, dank seiner Intelligenz und seiner unverdroffenen Arbeitsfreudigkeit.

Kopfschüttelnd wälzte Tofia diese Rätsel noch in sich, während sie sich anleidete. In Hast und Eile geschah es, und auch das Auspacken der Koffer sollte so schnell wie möglich vollbracht werden. Denn nicht schnell genug meinte sie mithelfen zu müssen an dem großen Werk.

Bald erschien auch Eva, willkommener denn je. Sie sollte Rat erteilen, wie Tofia es anzufangen habe, um in das Rote Kreuz einzutreten.

Die erste Frage galt natürlich Rose-Marie. Die sah mit Abfassung einer endlosen Epistel an ihren Dolf be-

schäftigt an Evas Schreibtisch. Seufzend ward Tofia es sich bewußt, daß seit sich die Herzen Rosemies und Adolfs in Lubowo gefunden, sie längst nicht mehr die Erste in der Freundin Interessentkreis war. Das schmerzte, gewiß! Und doch betete Tofia unablässig, daß Gott dieses junge Glück nicht zerstören möge.

„Heute ist wieder keine Nachricht aus dem Felde gekommen“, erzählte Eva. „Täglich wird sie schmäler und blasser. Ich bin ordentlich gespannt, wie ich das mal ertragen werde! Man muß sich jedenfalls vornehmen, fürchterlich vernünftig zu sein und sich nicht unterkriegen zu lassen!“

„Na, du hast ja auch einen gehörigen ‚Rehrmichnicht-dran!‘ neckte Tofia. „Außerdem ist die Liebe ja auch verschieden.“

„Da hast du recht, wenn du auch eigentlich nichts davon verstehst und von der Liebe nichts wissen willst!“ Einen Augenblick kämpfte Eva mit sich, dann sprach sie rasch und leise mit nur mühselig verhaltener Blut und Leidenschaft weiter: „Einmal möchte ich es dir doch sagen, Tofia, denn es könnte ja sein, daß du mich trotz unserer langen Freundschaft doch nicht richtig kennst, daß du mich schließlich nur nach meinem losen Mundwerk, meinem Übermut und dem äußeren Schein beurteilst: Ich liebe Georg unsagbar. Ein Leben ohne ihn erscheint mir undenkbar; ich wünsche mir nichts, wie ewig ihm zu dienen und seine Gefährtin sein zu dürfen!“

„Und doch drängst du ihn lächelnd in diesen entsetzlichen Krieg?!“ rief Tofia in staunender Ergriffenheit.

Ein heiliges Leuchten glomm in Evas Augen auf.

„Ja!“ sprach sie laut und fest. „Unsere Kinder sollen dereinst stolz sagen dürfen, daß auch ihr Vater für Recht und Freiheit gekämpft hat, daß auch er unter den Helden von 1914 gewesen ist . . .“

„ . . . und daß ihre Mutter nicht minder eine Heldin war!“ fiel Tofia ihr gerührt und bewundernd ins Wort.

Einen Moment hielten sie sich in wortlosem Hochgefühl umschlungen. Dann zerriß Eva mit jäher Absichtlichkeit die feierliche Stimmung.

„Nur keine Träne in deinem ‚herzigen Spioninneng’schau!‘ und mit schelmischer Miene sang sie:

„Wisch ab, Lowise, wisch ab dein Gesicht . . .“

Darauf konnte Lofia nicht anders wie laut lachen, und das Gleichgewicht war wieder hergestellt.

Nun half die junge Frau ein Weilchen beim Auspacken. Und derweil sie Lofias Sommerkleider in den Schrank hängte, berichtete sie wahre Wunderdinge, die ihr „Kosenknöspchen“ vollbracht haben sollte. Indessen fand sie augenblicklich kein allzu großes Verständnis, da Lofia gern über ihre weitere Kriegsbetätigung beratschlagt hätte. Nach mehrfachen Versuchen gelang es ihr endlich.

„Viele Ausichten fürs rote Kreuz wirst du leider nicht haben, Kindchen“, meinte Eva sachlich. „Die Lehrkurse der Ärzte sind vorüber, die Posten der Helferrinnen über und über besetzt. Ich glaube nicht, daß es dir gelingen wird, anzukommen.“

„Ja, aber, was soll ich denn dann sonst anfangen?“ fragte Lofia aufs höchste enttäuscht. „Nun sitze ich ja schön da! Mein, aber auch solch ein Pech . . .“

„Simmel, du jammerst dir ja gleich eine schöne Naht zusammen!“ schalt Eva. „Warte es nur ab! Wir finden einen Berg Beschäftigungen für dich!“

„Es ist nur die Frage, ob die mir auch Spaß machen werden!“ gab Lofia mißlaunig zurück.

Eva riß die Augen weit auf.

„Na, höre! Wie kommst du mir denn vor?! Sei froh, daß unser Tugendspiegel dich nicht gehört hat. Die Predigt möchte ich nicht ansehen!“

„Ach, die alberne Trine!“ bockte Lofia weiter. „Die soll mich gefälligst ungeschoren lassen. Was versteht die überhaupt davon?!“

In sprachlosem Erstaunen schlug Eva die Hände über dem Kopf zusammen. Dann aber fand sie doch

Worte. Und was für welche! Wie der Ausbruch eines feuerspeienden Berges ging es über die Freundin her.

„Man könnte wirklich meinen, du wärst noch das unreife Gör von Frauenstein her“, schloß sie endlich ihre Rede. „Waschen, scheuern, Kartoffeln schälen, Geschirr spülen, das sind alles Dinge, um die die Damen sich hier reißen. Und da sie es fürs Vaterland tun, für unsere tapferen Krieger, die stündlich bereit sind, ihr Leben für uns zu lassen, so macht es ihnen nicht nur Spaß, . . . oh, Lofia! . . . sondern es macht sie glücklich!“

„Nun ist’s aber genug!“ sagte Lofia weinerlich, denn sie fühlte sich grenzenlos beschämt. „Kein Hund würde einen Knochen von mir nehmen, solch eine Predigt hast du mir gehalten! Es war doch bloß — — —“, sie stockte.

„Freilich, ‚bloß‘ schlechte Laune über einen unerfüllten Wunsch! Na, sprechen wir nicht mehr davon!“

„Du redest, als ob du achtzig Jahre wärst“, knurrte Lofia. „Aber . . . recht hast du!“

Damit fiel sie der „so erstaunlich vernünftig und weise gewordenen“ Freundin um den Hals, und alles war wieder gut.

Später beteiligte sich auch die Majorin an den Beratungen. Denn auch sie wollte sofort ihre ganze Kraft in den Dienst der guten Sache stellen.

Das „Wie“ freilich war nicht ganz einfach. Selbst zum Kartoffelschälen, Scheuern und Spülen brauchte man niemand, wie sich in den nächsten Tagen herausstellte. So wollte man sich denn vorläufig einmal mit Nähen begnügen. Das war ja ungeheuer wichtig. Weiteres würde sich mit der Zeit schon finden.

Frau Eschenhorst stieg mit Lofia und den beiden jungen Frauen die Treppe des Generalkommandos hinauf. In den Festräumen desselben versammelten sich täglich diejenigen Damen der Garnison, die gerade keine anderen Pflichten übernommen oder zu erfüllen hatten.

Welch ein verändertes Bild, als man sonst hier gewohnt war zu sehen!

Die seidenen Sessel und Sofas reiheten sich, von weißen Klappen verborgen, an den Wänden entlang. In dem Parkett des Festsaales spiegelten sich zahllose Nähmaschinen und Zuschneidetische. Glänzende Uniformen, kostbare Ballkleider wurden durch praktische Arbeitsgewandung ersetzt. Und in einem daneben liegenden Zimmer häufte sich das Arbeitsmaterial.

Tausende und aber Tausende von dreieckigen Tüchern, die Verwundeten als Armschlingen dienen sollten, harrten des Gesämtwerdens. Berge von Taschentüchern, Lazarethhemden und -kitteln riefen nach fleißigen Händen. Ein Riesenkorb quoll über von grauer Wolle, die schon innerhalb von ganz kurzer Zeit in Gestalt von Strümpfen zum Heere gesandt werden mußte.

Auf den Tischen standen Fremdwörterkassette und andere Sammelbüchsen, in denen es von Papiergeld raschelte. Denn Gold gab es nicht mehr im Privatbesitz. Jeder trug seinen Goldbesitz zur Reichsbank und ließ es sich dort umwechseln. Selbst der Verstaekteste rückte es mit der Zeit heraus, dem unablässigen Sammeleifer der Schulen und Behörden nachgebend, sich bewußt, eine Vaterlandspflicht damit zu erfüllen.

Ein wahrer Bienenfleiß herrschte in den weiten Räumen. Spärlich tröpfelte die Unterhaltung. Nur die Extrablätter wurden mit Spannung begrüßt und eifrig besprochen, mitunter sogar Briefe vom Kriegsschauplatz der Allgemeinheit zum besten gegeben. Denn alle, alle teilten ja die gleichen Interessen, jedes Herz schlug in derselben Not und Hoffnung.

Mit der Zeit bildeten sich bestimmte Gruppen, nähere Bekannte fanden sich an einem Tische zusammen. Aber ab und zu entstand eine Lücke. Schmerzlichen Mitgefühlles voll wanderten die Augen immer wieder nach solch einem Platz, über dem dicke Kreppschleier sich zu breiten schienen. Eine liebende Gattin war zur Witwe ge-

worden, eine zärtliche Mutter ihres Sohnes beraubt. Oder ein Verwundeter war heimgekehrt, den mit nimmermüder Sorgfalt es zu pflegen galt.

Zu den drei Freundinnen gesellte sich hier auch häufig Diefel-Lotte von Gronert, die Braut des Leutnants von Kesselshofen. Das ernste Mädchen paßte gut in den kleinen Kreis. Sie hatte eine unendlich wohlthuende Art, Rose-Maries Ängste zu zerstreuen, Evas fröhlichen Optimismus zu teilen und über den noch immer häufigen „Himmelhochjauchzen, zu Tode betriibt“ der guten Tofia zu stehen. Sie selbst ertrug wahrhaft bewundernswert die bereits sechzehn Tage währende Nachrichtenlosigkeit von ihrem Verlobten.

Für die Nachmittage hatten sie eine gemeinsame Liebesgabenpackstube in der Eschenhorst'schen Wohnung eingerichtet. Auf einem riesigen Ausziehtisch inmitten der Schrankstube türmten sich leere Pappschachteln von allen Größen. Zigarren, Zigaretten, Wollfächer, Schokolade, harte Wurst und Konservenbüchsen. Jeder brachte von einem Ausgang in die Stadt den ganzen Arm voll Pakete mit und legte den Inhalt hier nieder.

Rose-Marie, die längst zu Eschenhorsts übergesiedelt war, verbrachte halbe Tage in diesem Raum. Sie hatte viele Adressen solcher Krieger gesammelt, die teils aus Mangel an Angehörigen, teils wegen großer Armut derselben, selten oder nie Liebesgaben erhielten. Und da ihre Mittel ihr reiches Geben erlaubten, so machte sie in ausgedehntem Maße Gebrauch davon. Da wurde gewogen, fortiert und verschnürt, immer Neues erfunden. Und das beste daran war, daß keine der kleinen Sendungen abging, ohne ein paar liebe, gültige Begleitzeilen, voller Anteilnahme an dem Geschick des Empfängers.

Eine reiche Korrespondenz entwickelte sich mit der Zeit daraus und bildete eine unverfiegbare Freudenquelle für die gebefrohen Absender. Und welch ein allgemeines Trauern, wenn solch ein Päckchen zurückkehrte mit den lakonischen Vermerken: „Im Feldlazarett gestorben“, „Gefallen“, oder gar „Vermißt“.

Das war das ärgste, die Teilnahme für diese armen Opfer des Krieges am innigsten. Und in stillen, endlosen Nachttunden malte man sich aus, was aus dem armen Schützling geworden sein möchte. War er in die Hände erbarmungsloser Neger oder Kosaken gefallen? Schmachete er in Sibirien oder irgendwo in einer würdelosen afrikanischen Gefangenschaft in mörderischem Klima, unter Aufsicht eines Schwarzen, der im hämischen, ungewohnten Gefühl seiner Macht über den wehrlosen Weißen diese Wonne bis zur Neige auskostete?

Und all das geschah „im Namen der Zivilisation“?!

Oh, der jammervollen Verblendung bei all den kriegsführenden, feindlichen Mächten! Bei den vielen antideutschen „Neutralen“! Immer mehr Völker wollte England gegen das unbefieglige Deutschland auf die Beine bringen. Australien, Kanada, Indien und Afrika sandte seine Söldnerheere. Und schlimmer als das: Amerika lieferte in schnöder Gewinnsucht, trotz seiner sogenannten Neutralität, für ungezählte Millionen Munition und verlängerte dadurch diesen schmählichen, ungleichen Krieg ins Endlose. — — —

Tosia, die in der Küche hantierte und ihre in Dubowo bei Tante Adolfine erworbenen Bad- und Einmachekünste zum Wohle der Verwundeten verwertete, kam öfter herübergelaufen.

„Du machst dich kaputt, Rosemie!“ klagte sie dann wohl, die Freundin gewaltsam auf einen Stuhl niederdrückend. „Du k a n n s t dies ewige Stehen und Arbeiten nicht aushalten!“

„Laß mich doch!“ bat die junge Frau gequält, „Arbeit bis zur Besinnungslosigkeit ist das einzige, was mir über meine ständige Sorge hinweghilft. Denke doch nur, Tosia, was ich alles zu verlieren habe! Adolf . . .“ eine kleine, bange Pause, . . . „und meine drei lieben Brüder . . .“

„Es sind ja aber gottlob gute Nachrichten von allen da“, tröstete Tosia. „Und denke nur, wie stolz du sein

kannst! Dein U-Boot-Bruder hat schon drei feindliche Schiffe zerstört, und der kleine Flieger hat gar durch seine unglaubliche Kühnheit das Eisene Kreuz erster Klasse erworben. Wirklich, nur mit Ehrfurcht kann man von so etwas sprechen.“

Rose-Marie lächelte müde.

„Ich weiß nicht, wie man bei all den guten Nachrichten so trübetimplig sein kann!“ schalt Tosia gutmütig. „Ich bin heute mal wieder ganz aus dem Häuschen vor Stolz und Vergnügen. Ich muß immer an die großartige ‚Emden‘ und ‚Karlsruhe‘ denken! Die reinen ‚Fliegenden Holländer‘ sind die und die Schrecken aller Meere!“

„Ihr Schicksal wird die Ärmsten auch ereilen“, meinte Rose-Marie trübe.

„Rosel! Rosel!“ Tosia fuhr sich wild in die Haare. „Sieh doch nicht bei allem das schrecklichste Ende! Diese Sachen sind entschieden zum Freuen da!! Ebenso wie unsere türkischen Bundesbrüder! Das heißt — sie sind's ja noch nicht. Aber das kommt! Kommt totsicher! Und dann reise ich, wenn's mal wieder Frieden ist, zum Sultan und mache ihm meinen Kratzfuß!“

Die junge Frau mußte nun doch über diesen Gedanken lachen.

„Tue das! Sprich ihm deine Hochachtung aus! Aber wann endlich wird das sein?!“

„Nicht so schnell, wie wir dachten, freilich! Aber mal wird es sein, verlaß dich drauf!“

Sie nahm den grauen Wollstrumpf aus dem Körbchen. Und während sie im Auf- und Abschreiten weiter ihre Gedanken vor der Freundin ausschüttete, klapperten eifertig die Nadeln den Takt dazu:

„Weißt du, Rosemie, man denkt ja bei seiner Arbeit so allerhand zusammen. Und da bin ich zu dem Schluß gekommen, daß der liebe Gott den Krieg extra noch nicht aufhören läßt, weil die Menschen noch nicht genug gebessert sind. Wenn man so um sich sieht, versteht man

das sehr gut. Denn ist es nicht gräßlich, zu sehen, wie die Leute noch vergnügungssüchtig sind und in die Cafés und Kinos zu ganz frivoler Musik laufen? Daß man daran überhaupt Spaß haben kann, während einem doch jeden Moment der Jammer auf den Schlachtfeldern vor Augen steht und man ihn hier in den Lazaretten sieht!

Und die Putzsucht des weiblichen Geschlechts, dieser Tand und Firlefanz, mutet einen das nicht zum Übelwerden an?

Jetzt, wo draußen Ströme deutschen Blutes fließen, ist doch eine Zeit, wo das alles verschwinden müßte. Na, wenigstens mit dem ganzen fremdländischen Kram in Gesellschaften wird nun wohl ausgeräumt werden. Da freue ich mich schon drauf.

Diese ekligen Sitten, die alle aus dem Ausland kamen, diese greulichen Tänze, die pflichtschuldigt, weil sie von jenseits der Grenze und weiterher stammten, natürlich viel schöner waren, als unser himmlischer Walzer. Siehst du, ich glaube, das wird nach dem Kriege alles ganz anders."

Und während nun auch Rose-Marie Maschen zu einem neuen Gestrick aufschlug und es sich an ihrem Fensterplätzchen behaglich machte, fuhr Tosia fort:

"Nun wird es übrigens sicher auch mit dem weiblichen Dienstjahr Ernst! Erinnerst du dich vielleicht, mit welcher Begeisterung ich damals von der Ausstellung der Frau in Haus und Beruf aus Berlin zurückkehrte, wo ich in einem Vortrag zum erstenmal mit Bewußtsein von diesem weiblichen Dienstjahr reden hörte?

Liebe Zeit, wie kindisch war ich doch damals noch! Ich sah mich wahrhaftig schon als kriegerische Amazone! Einen Moment lang wenigstens. Dann begriff ich ja, was sie eigentlich meinten.

Aber jetzt ist mir erst so recht der Sinn und die tiefe Notwendigkeit dieser Forderung aufgegangen. Und es kommt dazu, das ist gewiß.

Denn wenn die Männer alle, alle in den Krieg ziehen, und die Frauen sie in der Zeit im Lande ersetzen müssen, so ist es doch zwingend nötig, daß sie in Zukunft dazu vorgebildet werden müssen.

An unglaubliche Stellen tritt ja jetzt die weibliche Kraft. Hast du wohl mal in der Zeitung aufgepaßt, für was alles sie gesucht werden? Und zwar von den berühmtesten Werken? Die schwersten Maschinen müssen sie bedienen, in Geschütz- und Munitionsfabriken arbeiten sie. Und denk' dir, auf einer Bahnstrecke sah Pastor Sella sie richtig als Kottenarbeiter, einen ganzen Trupp.

Daß nun jedes Mädchel nach der Schule richtig alles Weibliche, was so lange verachtet war, lernen muß, das ist sonnenklar. Kochen, Wirtschaften, Krankenpflege und Volkswirtschaft vor allem. Wie käme uns das jetzt zu-statten, uns und dem Vaterlande." Und mit einer sehr altklug und drollig wirkenden Bemerkung setzte sie ihrer langen Rede die Krone auf: „Der nächste Krieg soll jedenfalls die Frauen gerüstet finden!"

"Du bist erst-*taunlich*, Tosia!" wunderte Rose-Marie sich, die zuletzt kein Auge von der unaufhaltsam Sprechenden gelassen hatte, „wirklich erst-*taunlich*! Weißt du, ich denke ja auch nach und stelle Betrachtungen über die Forderungen und Gewinne der jetzigen Zeit an. Aber immer wieder ertappe ich mich dabei, daß meine Gedanken zu meinem eigenen Glück und Leid zurückgekehrt sind und sich darum drehen. Es ist sehr unrecht von mir."

"Na, darum laß dir nur keine grauen Haare wachsen, Kösele. Außerdem, paß mal auf, kommt das mit der Zeit noch ganz von selbst, auch bei dir. Man kann ja auf die Dauer kaum anders, als sich in diese Fragen vertiefen. Zum richtigen Philosophen wird man noch. . . . Jetzt im Augenblick muß ich das leider verleugnen und dich mit mehr menschlicher Neugier als überlegener Philosophie fragen, was du denn da die ganze Zeit für einen unaufgeschnittenen Brief vor dir liegen hast?"

„Von einem Schützling aus dem Felde“, sagte Rose-Marie mit sanftem Lächeln. „Komm, wir wollen ihn zusammen lesen.“

Sie öffnete den Umschlag, und der braune und der rotblonde Kopf neigten sich über die eng beschriebenen Seiten.

„Frankreich, den . . . . .

Hochwohlgebohren gnätig Frau!

Da ich gerade schön Zeit habe, so will ich auch Einige Zeilen schreiben. Ich Danke Ihnen dementsprechenden Inhalt Ihres gesandten Paket. Die Kompagnie redet sehr viel von der Güte der Gnätig Frau Bedref Liebesgaben und Ihrer Fürsorge, die Sie haben mit Einige im Felde stehende Soldaten. Ich bin Gott sei Dank gesund sowie auch meine Kameraten. Das Essen in der Kompagnie ist Gut und genügend. Das Manß nicht regelmähig hat, das bringt der Krieg mit dieße entberuhng trägt Jeder Mann gerne. Besondere Wünsche könnte ich an Gnätig Frau nicht gerade Stellen, vielmehr es wird mir, Ihrer Großen liebestätigkeit die Größte Achtung zollend, Ohne etwa dabei auftränglich zu erscheinen, auch die geringste Kleinigkeit die riesigste Freute bereiten. Ist Ihr gnätiger Mann auch im Felde? Der Liebe Gott möge bei uns sein und Uns Deutschen Helfden die Krafft geben, um das innere Deutschland zu schützen. Wir Deutsche vertrauen auf Gott und Kämpfen weiter.

Der Liebe Gott Lohne Eure Güte.

Der Freundlichste Grusz vom Feindes Lande.

Reservist Haselwanter.“

Rose-Marie trocknete sich verschämt die Augen.

„Lache mich nicht aus, Tosia, aber die rührende Sprache, die ein solcher Brief redet, bringt mich zu Tränen.“

„Ich glaube, wir brauchen uns deren nicht zu schämen, Rosemie“, sagte Tosia mit umflortem Blick.

„Und eine Gewißheit dürfen wir aus solchen Briefen schöpfen: solange es so bestellt ist um die Seele unserer Soldaten, so lange dürfen wir auf den Sieg unserer gerechten Sache vertrauen!“

„Amen!“ zitterte es inbrünstig über Rose-Maries Lippen.

## 10. Kapitel.

„Gia, poveia, was raschelt im Stroh?“

Es sind die lieben Gänzchen, die haben keine Schuhe!“  
sang Tofia mit leiser Stimme über ein quarrendes, kleines Bündel hin, das sich unter ihren Händen in ein wohlgewickeltes, sauberes Achtwochen-Kindchen verwandelte. Rechts und links von ihr gaben andere junge Mädchen sich mit Eifer der gleichen Beschäftigung hin, und bald war alles zur Nachtruhe bereit. Stille herrschte in dem großen, lustigen Raum, in dem die armen, kleinen Kriegskinder Wartung und Pflege erhielten, derweil ihre Mütter der Arbeit fürs tägliche Brot nachgehen mußten.

Zufrieden lutschten Tofias Schützlinge an ihren Gummipfropfen, und leise eilte sie davon. Für heute war ihr „Dienst“ hier beendet, den sie seit kurzer Zeit versah. Sie hatte sich besonders getummelt, denn sie erwartete Gäste.

Eva, deren Mann für einige Tage abwesend war, und Berta wollten bei ihr zu Abend essen. Sie hatte zwar dem Mädchen Auftrag gegeben, den Tisch in der Gartenlaube zu decken, um den unvergleichlichen, selten warmen Spätherbstabend zu genießen. Aber die letzte, schmückende Hand wollte sie doch selbst an die kleine Tafel legen.

Indessen, noch nicht vor ihrer Wohnung angelangt, stießen schon Eva und Berta zu ihr, und von der anderen Seite kamen die Mutter und Rose-Marie, die im Generalkommando genäht hatten.

„Bringt ihr Liese-Lotte nicht mit?“ rief Tofia schon von weitem.

Rose-Marie beschleunigte ihren Schritt. In sichtlicher Erregung brannten ihre Wangen.

„Nach unbestimmten Gerüchten soll ihr Verlobter leicht verwundet sein. Vor einer Vierteltunde erst hat sie es von einer Dame beim Nähen erfahren. Da wollte sie natürlich schnell Erkundigungen einziehen.“

„Sie war so tapfer, die Kleine“, sagte Frau Eschenhorst in warmer Anerkennung.

„Also nicht schwer?!“ fragte Tofia voller Mitleid.

„Vielleicht ist es überhaupt bloß ein Gerücht!“ ließ Eva sich sehr vernünftig vernehmen. „Man redet ja oft Unglaubliches zusammen.“

Während man noch allerhand Möglichkeiten erwog, trat aus dem Nebenhaus der Briefträger. Er hatte schon ein für Eschenhorsts gerichtetes Päckchen in der Hand und freute sich sichtlich, nicht erst die Treppe hinauf zu müssen.

Der Briefträger! Gewiß, in Friedenszeiten ist er schon eine hochwichtige, mit Spannung, Kummer oder Freude erwartete Persönlichkeit. Allein im Kriege war er geradezu zu etwas Fabelhaftem geworden.

Tofia nahm ihm die Sachen ab. Alle, auch die Mama, drängten sich herzu.

„Oh, ein Brief von Kolf!“ rief Rose-Marie erfreut und streckte die Hand nach dem obenauf liegenden Umschlag aus.

Errötend steckte Tofia ihn zu unterst.

„Aber, Tofia, was tust du denn? Es war doch Kols J-teile Handschrift! Ich habe es ganz deutlich gesehen!“

„Du irrst dich, Rosel, es war ein Brief für mich“, entgegnete Tofia verlegen und froh, ablenken zu können. „Aber seht nur, ist das nicht Karolas Handschrift?“

Ein dickes Päckchen in grober, grauer Papierhülle war unter dem geheimnisvoll verleugneten Brief (Eva würde unbedingt noch darauf zurückkommen! Denn solch ein Schnippchen ließ sie sich nicht so ohne weiteres schlagen. Da kannte die gute Tofia sie denn doch noch nicht!!), also unter dem geheimnisvollen Brief sichtbar geworden.

Und gar kein Zweifel: Karolas Schriftzüge, ein wenig überstempelt von dem Vermerk:

Dépôt des Prisonniers de Guerre.

Atemlos sahen die Freundinnen einander an. Was bedeutete denn das?!

„Children, nun brat' mir aber einer 'nen Storch!“ pläzte Eva zuerst heraus. (Sie konnte sich doch noch immer nicht das altgewohnte, englische Wort abgewöhnen!) „Unsere Musengefüßte sitzt Kriegsgefangen in Frankreich!“

„Git, wie eklig, Eva! Wie magst du nur darüber spotten!“ tadelte Rose-Marie in leichter Entrüstung. Ihr Mitleid mit der ehemaligen Pensionsfreundin war riesengroß.

„Die Arme! Sie wird dort gewiß kein Götterleben führen!“ sagte Tofia bedauernd. „Aber, weißt du, Rosel, es befruchtet sie sicher zu schriftstellerischen Laten. Und deswegen wird sie es nicht so schwer empfinden.“

„Wie sie nur nach Frankreich kommt?“ grübelte Berta. „Heute noch werde ich über die Genfer Vermittlungsstelle Schritte zu ihrer Befreiung einleiten.“

„Und keine Nachricht von Papa?“ fragte die Majorin.

„Und nichts von Dolf?“ seufzte Rose-Marie.

„Leider, nein!“ Tofia eilte voraus in den Garten. „Aber kommt, nun wollen wir gleich lesen.“

„Nein, mein Kind! Erst werden wir essen!“ sagte entschieden die Mutter. „Deine Gäste und wir alle werden hungrig sein. Denn jeder hat ein gehöriges Tagewerk hinter sich.“

Einen Augenblick machte Tofia Miene zu maulen, wie sie ja früher leicht getan hatte, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe ging. Rasch aber beherrschte sie ihren Unmut.

„Du hast recht, Muttili! Ich bin eine recht unbedachte Egoistin.“

„Oh, das ist wieder ein so böses, unerseßliches Fremdwort!“ seufzte Eva, die behende begonnen hatte, in einem riesigen Glasnapf die Salattunke anzurühren.

„Wie so denn ‚unerseßlich‘?“ knarrte Berta und fäbelte mit mehr gutem Willen als Geschick an dem Brotlaib herum. „Egoistin wird vortrefflich übersezt durch Eigennützerin!“

Alle lachten, und Eva rief:

„Nein, geliebter Tugendspiegel, solch eine ‚Eigennützerin‘ bin ich nicht, um meine Mitmenschen mit solch einem Worte anzuzürgern!! Da müssen wir schon etwas Besseres finden.“

Tofia war unter dem Vorwand, ein Tuch für die Mutter zu holen, die Treppe hinaufgeeilt. Kolsz Brief brannte doch aufregend in ihrer Tasche. Aber er enthielt nichts Besonderes. Nur einen kurzen Gruß.

Unter merkwürdig sprunghafter Unterhaltung vertiefte das Mahl. Die Verwundung von Liese-Lottes Verlobtem, das Schicksal Karolas, Tofias, der Allgemeinheit vorenthaltener Brief, und die so sehnlich erwarteten, aber nicht eingetroffenen Nachrichten aus dem Felde, beschäftigten nebenher aller Gedanken. Und jeder äußerte, was ihm gerade einfiel oder . . . verschwieg es auch!!

Gern regten sich alle Hände zum Abräumen des Tisches. Frau Eichenhorst zog sich verständnisvoll zurück, das Mädchen brachte die Lampe, und eng rückte man zusammen, um keine Silbe zu verlieren.

Feierlich schnitt Tofia das häßliche Papier auf. Immerhin, es war ein bedeutsamer Moment, Kunde von einem Kriegsgefangenen — noch dazu weiblichen — Wesen in Händen zu halten. Tofia las:

„Liebe Tofia!

Damit Ihr doch wißt, was aus mir geworden ist, die Nachricht, daß ich hier bin und Ihr mir hierher schreiben dürft. Es geht mir sehr gut. Ich bin froh, daß mich die greulichen Engländer hierher abschoben. Die Franzosen sind entzückende Leute. Ich bete sie an.

Daß Deutschland den Krieg gewinnt, müßt Ihr Euch aus dem Sinne schlagen. Hier ist alles so großartig, und die Armee so tüchtig, daß zu einem deutschen Siege wenig Ausichten sind. Ich schicke Dir eine Broschüre, die Du mal studieren mußt, darin siehst Du ganz genau, wie es in Wahrheit steht. Grüße alle Bekannten. Man wird sich ja auch wohl mal im Leben wiedersehen. Aber ehrlich gestanden, sehne ich mich gar nicht so sehr nach der Rückkehr in vaterländische Gefilde, die jedenfalls entsehrlich vom Kriege verwüstet sind, und wo Ihr hungern müßt, Ihr Ärmsten. Man glaubt hier bestimmt, daß es deshalb in unserem armen Deutschland zur Revolution kommen wird.

Nochmals Gruß von Deiner

Karola v. Bierzipfel.“

Heiser vor Empörung jagte Tofia Satz für Satz herunter. Und mit den Händen drückte sie nach beiden Seiten die Entrüstung nieder. Als aber der Schlußpunkt kam, da gab es kein Halten mehr.

„Ich sage mich von ihr los!“ tobte Eva. „Die Freundschaft ist gewesen! Das ist ja der Abgrund von Schleichigkeit! Sie verleugnet und verrät ihr Vaterland . . .“

In Rose-Maries Augen funkelten Tränen.

„Ja, das ist Verrat,“ sprach sie leise, „mag man sich gegen diese Erkenntnis s-träuben, soviel man will. Oh, wie furchtbar weh tut es doch, so etwas an einer Freundin zu erleben!“

Mit spitzen Fingern, als fürchte sie, sich daran zu verbrennen, ergriff Tofia das Buch und schleuderte es weit von sich ins dunkle Gebüsch.

„Frankreichs Glück und Deutschlands Ende‘ steht drauf!“ rief sie außer sich. „Und so was wagt ein deutsches Mädchen uns zu schicken und anzupreisen! Das ist eine bodenlose Frechheit . . .“

„Ich glaube, ihr ereifert euch umsonst“, sagte Berta, die ruhig aufgestanden war und nun mit dem Buch an den Tisch zurückkehrte. „Karola will sicher . . .“

Aber da fuhr es wie ein Orkan über die arme Berta her. Sogar Rose-Maries sanfte Augen sprühten.

„Berta hieße das wohl gar noch gut! Berta wolle wohl eine solche schmählische Handlungsweise noch verteidigen?!“

Oh, man war nicht wählerisch mit Worten und ließ an der armen Berta kein gutes Haar. Die ließ alles stumm über sich ergehen, sah mit runden Fischeugen von einer zur anderen und wartete geduldig, bis der erste Sturm sich gelegt hatte.

Die erste Atempause nahm sie wahr.

„Wenn ihr einen Augenblick Geduld haben wolltet, könnte ich euch erklären, daß ich es ganz anders meine, als ihr denkt“, sagte sie in unbeirrter, breitstichtiger Freundlichkeit. „Ihr werdet euch erinnern, daß ich ein ganzes Jahr lang mit Karola in der Pension im ‚Olymp‘ zusammen hauste . . .“

„Na, wenn du so weit ausholst, da werden wir uns freilich mit Geduld wappnen müssen“, sagte Tofia und lehnte sich ergeben im Stuhl zurück.

Eva dagegen, die nur von der Pension sprechen zu hören brauchte, um Hungergefühle zu verspüren, ging hinaus und rupfte im Lichtkreis der Lampe einige hängengebliebene, verschrumpfte Johannisbeertrauben vom Strauch.

„S-prich!“ forderte Rose-Marie freundlich, „es täte einem ja so wohl, wenn man s-tatt Schlimmes Gutes von Karola denken könnte.“

Berta räusperte sich, denn sie hatte leicht eine unebene Stimme.

„Also nach meinen Erinnerungen aus Schloß Frauenstein her, und überhaupt, wie ich Karola zu kennen glaube, ist dieser Brief kein echter Karola-Brief!“

„Meinst du, sie hätte ihn nicht selbst geschrieben?“

„Oder es s-teeckt etwas dahinter?“

„Aber es ist unverkennbar ihre Handschrift!“

„Das weiß ich natürlich alles selbst nicht“, sagte Berta, krebstot vor Eifer. „Aber man muß es untersuchen.“

„Guter Tugendspiegel, wenn das deine ganze Weisheit ist . . . !!“

Man war recht enttäuscht.

„Wir müssen das Büchlein lesen, das ist das nächste. Und wenn wir es gelesen haben werden, werden wir sehen, ob und wie weit ich . . .“

Unwirsch riß Tosia das Buch an sich und klappte es derb in der Mitte auseinander. Berta reizte sie nun einmal unbändig.

„Lauter unaufgeschnittene Seiten!“

In zappelnder Ungeduld stemmte sie die Fäuste so unsanft darauf, daß die unvollkommene Bindung auseinanderbarst.

„Eiendes, französisches Machwerk!“ verächtlich stieß sie das Buch herum. Und da — — — da entfuhr Eva ein leichter Schrei. Sie hatte es zuerst gesehen, das war ihr nicht wegzuleugnender Ruhm: Zwischen den ein wenig lockerer gewordenen Seiten hervor lugte die Ecke eines dünnen, bleistiftbeschriebenen Blättchens.

Alle griffen gleichzeitig danach. Es blieb in Evas Hand. Aufgeregt wendete sie es hin und her.

„Nummer drei steht oben in der Ecke,“ wisperte sie, als fürchte sie jetzt noch das Ohr des Gefangenewärters, „also müssen noch mehr Blätter drin liegen.“

Man suchte und fand. Und Berta rühmte sich mit keinem Sterbenswörtchen, daß sie recht gehabt.

Die geheimnisvolle Epistel, die Tosia jetzt auf Bitten aller vorlas, lautete:

„Ob Du nun diese Zeilen findest oder meine Weiniger, gleichviel, ich wage es auf die Gefahr hin, mein Los noch zu verschlimmern. Rückhaltlos muß ich meinem bedrängten Herzen einmal Luft machen, sonst ersticke ich daran. Und ich hoffe, daß die Franzosen, diese eitlen Gimpel, auf den süßen Honigseim meines Begleiterschreibens, das ja von einer amtlichen Behörde gelesen wird,

hineinfallen, und das schändliche Buch die Zensur passieren lassen.

Was wirst Du nur von meinem Brief gedacht haben, Tosia, und daß ich dieses jämmerliche Machwerk eines Idioten anpries? Oder glaubtest Du gar, es sähe mir ähnlich? Freilich, nach meinem letzten Brief aus England dürste ich Dich nicht einmal darum schelten. . . .

Oh, Tosia, was habe ich seitdem durchgemacht!!! Sind denn nur alle Menschen Schufte? Ist denn nur noch die germanische Rasse wert, nicht vom Erdboden getilgt zu werden?

Doch nein, ich denke an unsere muselmanischen Freundel Dort entbrennt der Heilige Krieg! Die grüne Fahne des Propheten wird auch über unseren Häuptern rauschen. Mit ihnen werden wir siegen oder untergehen. . . .“

„Na, ihre überschwenglichkeit hat sie unter den Säuden ihrer ‚Weiniger‘ wenigstens noch nicht abgelegt“, lächelte Eva befriedigt.

„Ja, man sieht sie förmlich, togaumwallt, auf der Komodenecke im Taubenschlag sitzen“, fröhliche Erinnerungen überglänzten für einen Augenblick Rose-Maries feine Züge.

„Wer damals gedacht hätte, daß wir einst in einem schrecklichen Kriege an einem Orte zusammen sein würden“, ließ nun auch Berta sich ein wenig salbungsvoll vernehmen.

Gedankenvoll strich Tosia über die Blätter. Ja, seltsam spielte das Schicksal. . . . Endlich las sie weiter:

„Laß Dir nun einmal alles erzählen:

Der Juli in England war schwül. Schwül in Witterung und Stimmung. Aber ich — oh, auf mich paßt auch das Wort ‚eitler Gimpel! —, ich wollte es nicht bemerken, ich war trotzdem überfelig. Der älteste Sohn des Hauses machte mir die Cour! Plötzlich erinnerte man sich, scheint's, daß ich gleichberechtigt und die Tochter eines höheren Offiziers war. Reginald ging stundenlang

Marga Rabe, Majors Einmalge im Kriegslager.

mit mir im Park spazieren. Er sagte, durch die Leidenschaft, die ihn für mich beseele, sei auch die Liebe für mein herrliches Vaterland erwacht, und alles, alles möchte er von Deutschland wissen.

Was habe ich da nun alles erzählt und geprahlt!!! Und nie in meiner Dummheit gemerkt, daß er mich nur ausfragen, aushorchen wollte! Daß er immer hoffte, Wichtiges zu erfahren. Nun, zum Glück kennt mich mein Vater und hat mir nie etwas anvertraut . . .“

„Oh, welche Selbsterkenntnis, Kinders! Dabei wird's einem ganz unheimlich!“ rief Eva.

„. . . Als dann die schrecklichen Kriegserklärungen kamen, hat man mich hohnlachend auf die Straße gesetzt. Man gab mir nicht mein Gepäck und nicht meine bei den entsetzlichen Rangen sauer verdienten Groschen. Gejagt und gehetzt, als Deutsche fast gesteinigt, erreichte ich ein Schiff, und konnte mit dem bißchen Geld, das zufällig noch in meinem Besitz war, mir einen Platz zur Überfahrt kaufen. Ich pries meinen Stern, daß ich noch rechtzeitig entkommen war.

Aber, o weh! Ich hatte gemeint, zu entfliehen. Man hatte mir gesagt, das Schiff ginge nach Holland. Statt dessen setzte man mich in — — — Frankreich ans Land!!

Damit war mein Geschick besiegelt. Man internierte mich, schlimmer als eine Verbrecherin, in einem jener entsetzlichen Lager, in dem ich nun so viele Wochen schon schmachte.

Romantisch wäre es zwar, denn es ist ein altes, feudales Schloß, aber vermodert und verfallen. Ratten, Mäuse und Eulen haufen darin . . .“

„Sit, wie eklig!“ schauderte Rose-Marie. „Ich stürbe — — —“

„. . . unsere Lagerstätte, wo wir nachts unser müdes Haupt niederlegen, besteht aus feuchtem Stroh. Wir hungern und dursten . . .“

Tosia ließ das Blatt sinken und sah mit hangen Augen im Kreise umher. So Entsetzliches erlebte eine

der Ehren?! Womit hatten sie es verdient, daß es ihnen besser erging? Daß sie an dieser großen Zeit mitleben und mitarbeiten durften. . . .

Traurig fuhr Tosia fort:

„In meiner Verzweiflung habe ich die verwegensten Pläne geschmiedet. Aber sie waren alle unausführbar. Mein einziger Trost ist, daß ich für die wenigen kleinen Münzen, die mir übrig geblieben sind, Bleifeder und Schreibpapier kaufen konnte. Da lasse ich denn den ganzen Überschwang meiner Gefühle in herzzerreißenden Elegien dahinströmen.“ („Habe ich es nicht gesagt?!)“ triumphierte Tosia.) „Unter meinen Mitgefangenen ist eine liebe, junge Frau mit ihrem Kindchen. Man hat sie roh von ihrem Mann gerissen, und noch keine Nachricht ist zu ihr von ihm gedrungen. Der lese ich meine Schöpfungen vor, das sind die glücklichsten Augenblicke meines trostlosen Lebens.

Von meinen Eltern habe ich noch nichts gehört und kein Geld und nichts erhalten. Meine Briefe werden sie jedenfalls nicht erreicht haben. Sollte der liebe Gott mir gnädig sein und dieses Schreiben in Deine Hand gelangen lassen, so benachrichtige sie doch, bitte, gleich.

Heute sende ich auch noch einen Brief ab, und zwar an unsere spanische Freundin in der Pension. Weißt Du noch? Aldefonsa Monsanto y Casaleiz! Oh, wie sehe ich die liebe ‚Pleureuse‘ vor mir! Sie wohnt im neutralen Spanien. Ich habe sie beschworen, etwas zu meiner Befreiung zu tun.

Vielleicht hat der liebe Gott mich nun genug gestraft für meine Sünden und läßt mir ein neues Morgenrot leuchten!

Ob es mit unserem lieben Vaterlande wirklich so schlecht steht, wie die Franzosen sagen? Ich kann es nicht glauben.

Und was wird nur in Zukunft aus uns allen werden? Bei diesem entsetzlichen Männermorden schwinden die Aussichten immer mehr, daß man einen Mann be-

kommt, und ich möchte doch so schrecklich gerne heiraten!!  
Ja, das gestehe ich frei und offen ein. Vielleicht kann  
Idefonja mir einen spanischen Granden verschaffen!  
Dann lade ich Dich auf mein von glutrot blühenden  
Granatbäumen umlaufendes Schloß in Kastilien oder  
Andalusien! Children! Diese Aussicht belebt mich neu!  
Sie stimmt entschieden lyrisch, und ich habe zum Glück  
noch mehrere unbeschriebene Bogen. Deshalb eile ich  
zum Schluß. Getragen von froher Hoffnung auf eine,  
mich für alle Leiden entschädigende, großartige Zukunft  
— denn das ist mir das Schicksal eigentlich schuldig,  
meinst Du nicht?! — umarmt Dich

Deine getreue

Karola.

Du könntest Dich eigentlich schon jetzt mal nach einem  
Verleger für meine Gedichtsammlung umsehen, die ich  
nach dem Kriege erscheinen lassen will. Über den Titel  
bin ich mir noch nicht recht einig. Es müßte doch wohl  
was von ‚Klirrender französischer Kette‘ und ‚raschelnder  
Matte im faulenden Stroh‘ hinein? Nun, es wird mir  
schon zur rechten Zeit eine Erleuchtung kommen!

D. D.“

Trotz allen innigen Mitgefühls huschte ein gut-  
mütiges Lächeln durch die Seelen der Zuhörenden, nach-  
dem Sofia die Vorlesung beendet hatte.

Gottlob, daß Karola in allem Elend die alte blieb.  
Es war so tröstlich zu sehen, daß, und kam es auch noch  
so dick, nichts ihr etwas anzuhaben vermochte. Ihre  
Ungebeugtheit war wirklich bewundernswert.

Man beschloß nun, ihr unverzüglich alles, was nur  
irgend erlaubt war, zu senden. Ez- und Trinkbares,  
Decke und Kissen zur Verbesserung ihres Lagers, und  
vor allem viel, viel Schreibpapier!

„Es ist zwar Leichtsin, denn wir müssen später mal  
diese Flut über uns ergehen lassen!“ scherzte Eva und  
schüttelte sich wie ein Pudelhund, der Prügel bekommen  
hat.

„Wir werden es sicher alle gerne tun, denn sie ist  
schließlich doch auch eine Gelbin gewesen“, sagte Sofia  
warm und anerkennend.

Rose-Marie streichelte mit zartem Finger über Bertas  
derbe Hand.

„Unser Bertchen war wieder mal die Klügste und  
Besonnenste von uns. Ich fühle mich recht beschämt und  
s-trafbar, daß wir die arme Karola so verkannt haben.“

Sofia lauschte plötzlich in die Ferne: „Gorcht!“ sie  
lief an den Gartenzaun, „da rücken sie wieder ins Feld!“

In endlosem Zuge rasselten Kanonen und Fahr-  
zeuge aller Art vorbei. Die aufgefessene Mannschaft  
sang, aber das Lied ward übertönt vom Lärmen der  
rollenden Räder. Dann, nach einer kleinen Pause, kam  
Infanterie. Und an die Herzen der Zurückbleibenden  
hämmerten die Worte ihres Gesanges:

„Kanonendonner sausen durch die Lüfte,  
Die Bajonette sind schon aufgesteckt,  
Die Siegesfahne flattert in die Lüfte,  
Mit Pulverdampf ist unser Haupt bedeckt.  
Auf, Kameraden, fasset frohen Mut!  
Fürs Vaterland vergießen wir das Blut.  
Und siegen wir, so rufen wir: Hurra, hurra, hurra!  
Als stolze Sieger Deutschlands stehn wir da!“

Noch lange, nachdem die Töne verhallt waren, stan-  
den die Freundinnen in tiefem Sinnen am Gartenzaun.  
Dann trennten sie sich mit stummem Händedruck. Die  
Empfindungen, mit denen ihre Gedanken diese Gelben  
auf das Schlachtfeld begleiteten, löschte momentan alles  
andere Denken aus.

Sogar Eva hatte die Frage nach Kolls Brief ver-  
gessen.

## 11. Kapitel.

Der Sommer hatte endgültig seinen Abschied genommen. Erbarmungslos fezte der Sturmwind die letzten Blätter von den Bäumen. Tag und Nacht klatschte ein eifriger Regen auf die, sich zum Winter rüstende Erde.

Schwer und bedrängt waren die Herzen der deutschen Frauen.

Nicht etwa, daß sie am Siege zweifelten! O nein! Den festen Glauben an ein unüberwindliches Deutschland vermochte nichts in ihnen zu erschüttern, wenn auch der Friede in weiterer Ferne lag, als man ursprünglich gehofft und geglaubt hatte. Aber das Mitleid mit den Millionen Männern draußen, die für Herd, Heimat und Menschenrecht kämpften in unbestechlicher Treue und dafür von der halben Welt sich „Barbaren“ schelten lassen mußten, diese Männer, deren jeder einzelne einem teuer war, zu allem anderen noch den Unbilden der Witterung ausgesetzt zu wissen, das machte die Stimmung mitunter recht trübe.

Schlaflos lag man und lauschte dem Trommeln des Regens. Oh, man gönnte es sich, daß man selbst auch keine Erquickung fand. Warum sollte man es denn auch so viel besser haben, als die da draußen? Ein wahres Unrecht schien es, die Glieder auf weichem Pfühle strecken, die Lider zu wohlthätigem Schlummer schließen zu dürfen, während draußen, beim Brüllen der Kanonen, die tapferen Männer, seit Wochen keinen trockenen Faden auf dem Leibe, die des Schlafes ungewohnt gewordenen Augen spähend auf den türkischen Feind richteten.

Ja, der endlose Regentwinter wurde eine harte Prüfung für die Daheimgebliebenen. Jedoch sie bestanden die Prüfung, ihr Mut sank nicht. Überdies wurde er auch immer wieder angefacht durch das Läuten der

Siegesglocken, die, dank den unbergleichen Heeren, immer wieder ihren erhebenden Klang durch die Lande erschallen lassen durften.

In dieser Zeit geschah es, daß dem kleinen Freundinnenkreis die Schrecken des Krieges zum ersten Male ganz nahegerückt wurden.

Diese-Notte von Cronert, die alle Liebgewonnen, hatte es betroffen. Der Brief einer Roten-Kreuz-Schwester aus einem Feldlazarett brachte erschütternde Kunde. Im Namen des Leutnants von Kesselshofen schrieb sie. Er habe ihr gesagt, daß sie ein starkes, mutiges Geschöpf sei, und auch die schlimmste Wahrheit mit würdiger Fassung ertragen werde. So habe sie denn die schwere, traurige Aufgabe erhalten, der jungen Braut mitzuteilen, daß ihr Verlobter an einer sehr ernstern Kopfverwundung darnieder liege.

„Sein Leben ist nicht gefährdet,“ schrieb die Pflegerin weiter, „aber der Sehnerv ist teilweise zerstört. So müssen Sie, arme, kleine Braut, sich mit dem bitteren Gedanken vertraut machen, daß Ihr geliebter Held vielleicht sein Augenlicht verlieren wird. Und weil er selbst dies weiß und fühlt, so läßt er Sie innig bitten, sich nicht länger an ihn gebunden zu fühlen. Er legt die volle Freiheit in Ihre Hand zurück. Denn der Gedanke, Ihr junges Leben an einen . . . oh, ich muß das erbarmungslose, fürchterliche Wort aussprechen . . . an einen vielleicht Blinden gefesselt zu sehen, ist ihm unerträglich.“

Totenblaß war Diese-Notte mit diesem Brief zu Tofia gekommen.

Sie fand die Freundinnen bei eifriger Liebesarbeit in der Packstube.

Stumm legte sie den Brief auf den Tisch und wandte sich ab. Die Stirn gegen das Fensterkreuz gepreßt, verharrte sie in qualvollen Gedanken, während die anderen, über das Blatt gebeugt, mit grauengeweiteten Augen lasen. Ein wimmernder Laut war Rose-Marie entföhren; dann blieb alles still.

Endlich ging Tofia auf Niese-Lotte zu und umschloß die kalte Mädchenhand mit starkem, innigem Druck.

„Was wirst du tun?“ flüsterte sie.

Niese-Lotte wandte sich ab und sah in unsäglichem Erbarmen, aber auch in banger Frage aller Augen auf sich gerichtet.

„Würdet ihr zweifeln?“ fragte sie leise zurück.

„Gibt es da überhaupt eine Frage?“

„Du verläßt ihn nicht, wir wußten es!“ rief Eva stolz, und umfing die Freundin in leidenschaftlichem Mitgefühl.

„Nein, ich verlasse ihn nicht!“ sprach das junge Mädchen mit schwankender Stimme. „Braucht er mich denn jetzt nicht hundertfach mehr als vorher? Der liebe Gott hat mir wahrscheinlich mit Vorbedacht so besonders gute Augen gegeben. Nun werde ich für meinen lieben Erich mitsehen.“

„Du willst hinfahren?“ fragte Tofia und streichelte scheu die blasse Wange.

Niese-Lotte war nun wieder ganz gefaßt.

„Ja, und sowie die Ärzte es erlauben, werde ich mich mit ihm trauen lassen, damit ich doch bei ihm bleiben und die fremde Pflegerin ersetzen kann. Meine Mutter hat eingewilligt, als sie mich so fest entschlossen sah. Sie beklagt mein Loos, die Gute, aber fordert denn der Krieg nicht viel schlimmere Opfer?“

So war das tapfere Mädchen denn mit ihrer Mutter abgereist. Seither hatten die Freundinnen nur spärliche Nachrichten von ihr erhalten. Niese-Lotte war Frau von Kesselshofen geworden und mit ihrem teuren Patienten in einem berühmten Kurort, wo die allgemeine Genesung langsame, aber gute Fortschritte machte. Freilich, die krampfhaft genährte Hoffnung auf Erhaltung des Augenlichts schwand immer mehr dahin.

Dann kam die Reihe an Rose-Marie.

Ihr Bruder, der als Führer eines Unterseebootes den Krieg gegen Englands Aushungerungsplan führte, war nach kühnen, erfolgreichen Taten vom Kaiser mit

dem Orden Pour le mérite geschmückt worden. Aber dann ereilte ihn das Geschick. Und dabei wurde wieder eine neue Lüge Englands offenbar.

Das Unterseeboot wurde von fünf bewaffneten englischen Fischerbooten — trotzdem England andauernd hoch und heilig versicherte, diese Schiffe seien alle unbewehrt und also wehrlos! — in den Grund gebohrt. Sie würden ihre schamloserweise von der englischen Regierung ausgesetzte Belohnung für diese Tat erhalten.

Die Besatzung des deutschen Geldenschiffchens vermochte sich zu retten, geriet aber in englische Gefangenschaft. Nun behandelte man sie dort wie die schlimmsten Verbrecher und nicht wie tapfere Kriegsgefangene, die ihre Pflicht in hohem Maße getan haben.

Die Empörung und Anteilnahme Deutschlands und besonders der Angehörigen an diesem neuen, groben Verstoß gegen alles gebräuchliche Kriegsrecht war groß.

Indessen würde der Tag der Abrechnung ja kommen. England hatte schon unendlich viel, trotzdem es, dank seiner Rabel, den ganzen Erdball mit einem dichten Lügengewebe umzog, an seinem Ansehen verloren. Versteckte es doch feige seine Niesenflotte in verborgenen schottischen Häfen . . . Walfischfänger wollten sie sogar bei Spitzbergen gesehen haben . . . und traute sich nicht, die kleine deutsche Flotte anzugreifen! Und wie hatten sie geprahlt, daß England mit seinen Schiffen die Welt beherrsche und niemand ihr etwas anhaben könne! Das glaubte nun kein Mensch mehr. Damit war es für alle Zeiten vorbei.

Rose-Marie ertrug, nachdem der erste Schreck überwunden war, die Sorge um diesen Bruder verhältnismäßig tapfer. Überhaupt erstarkte sie an der allgemeinen Großzügigkeit um sich herum immer mehr.

Zuerst hatte sie ja ein bißchen gemammert. Aber da hatte Tofia ganz energisch gesagt:

„Rosell! Das mußt du jetzt nicht! Sieh auf Otto Weddigen, diesen Seehelden! Wie hätten wir alle den später mal vergöttert, aber er durfte die Früchte seiner

Taten nicht genießen. Und die arme, junge Frau — ich bin's überzeugt! — jammert nicht!

Und sieh auf die Gräfin Spee. Kann man sich Fürchterlicheres ausdenken, als an einem Tage den Mann und die beiden einzigen Söhne zu verlieren? Ja, dieses mit unfehlbarer Sicherheit kommende Geschick schon monatelang voranzusehen?

Sie alle sind stolz in der Seeschlacht gegen einen übermächtigen Feind zugrunde gegangen, und die Gräfin soll noch gesagt haben:

„Gibt es für einen Vater ein stolzeres Gefühl, als seine Söhne erst in den Kampf und dann in den Tod zu führen?!“

Höre nur das wundervolle Gedicht von Hans Heinz Ewers, das gerade gestern in der Zeitung stand!“

Sie lief fort, um das Blatt zu holen. Dann las sie mit vor innerer Erregung tönender Stimme:

„Drei Grafen Spee.

Weit vom Osten her durch die unendliche See  
Tragen drei gute Schiffe drei Grafen Spee.  
Der Vater auf der ‚Scharnhorst‘, er ist Admiral.  
(Herz wie aus Erz. Augen wie blanker Stahl.)  
Auf der ‚Gneisenau‘ ein Sohn, Leutnant. Des  
Alten Blut.

Weiß schon — was Pflicht ist. Weiß noch —  
was übermut!

Und auf der ‚Münberg‘ der dritte, der jüngste  
Spee;

Jubel, lachender Leichtsinn, Fährlich zur See.  
Der sang lachend ein Liedchen und kaufte die Flotte,  
Dem Abnherrn zu Ehren, dem Briten zum Spotte,  
Trank den letzten Wein, zerbrach den blanken  
Nannte sie ‚Deutsche Truknchtigall‘! [Kristall, —

Von Japan her, weit über die große See,  
Kam mit deutschen Schiffen Admiral Graf Spee.  
Schwamm zum Süden hinab längs der Salpeter-  
wüste,

Fand den Engländer unten an Chiles Küste.  
Fakte ihn fest. Hob die Sense und schnitt die  
Garben,

Pflichte den ersten Sieg zur See für die schwarz-  
weiß-roten Farben.

Bei den Falklandinseln in wildem Bogenschwall  
Sang ihr letztes Lied die deutsche Truknchtigall.  
Sang es gut und voll aus manchen Kanonen,  
Mußte doch hinab zum Grunde, wo die Kraken  
wohnen.

Wenn John Bull angreift, weiß er, sieben zu eins,  
seine Odds zu nützen,

Mehr in der Zahl, größer in Schiffen, viel stärker  
in den Geschützen.

Und es sank die ‚Münberg‘, sank die ‚Scharnhorst‘,  
sank die ‚Gneisenau‘ —

Da weint heiße Tränen in Kiel manche deutsche  
Seemannsfrau.

Bei den Falklandinseln, tief im Grunde der See  
Liegen drei deutsche Schiffe. Liegen auch drei  
Grafen Spee.

Düsseldorf am Rhein, die vielliebe Stadt,  
Drei gute Grafen dem Land gegeben hat.

Der eine war Leutnant, der andre war Admiral,  
Der dritte war Fährlich zur See auf der ‚deut-  
schen Truknchtigall‘.

Bei der Mariensäule, ganz nahe beim Rhein,  
Hinter der Drangerie, versteckt unter wildem Wein,  
Seht sich über den Wassern das Schloß der Grafen  
Spee —

Und ein Dichter denkt: ‚Da zieh'n ihre Seelen —  
drei Schwäne auf einsamer See!‘

Nicht wahr, Rosemie, ist es nicht ganz, ganz wun-  
dervoll? Wahrhaftig, wir brauchen uns in Zukunft nicht  
mehr an den alt und schimmelig gewordenen Geldentaten  
der Griechen und Römer, an Gracchenmüttern und Mutius  
Scävolas zu reizen und anzufeuern! Unser herrliches

Deutschland hat in diesem Kriege selbst eine Masse solcher leuchtender Vorbilder und Beispiele hergebracht. Oh, ich bin ja so grenzenlos dankbar und glücklich und stolz, ein deutsches Mädchen zu sein!!!“

So sprach und philosophierte Tofia. Und sie hatte es nicht nur auf den Lippen, sondern sie handelte auch entsprechend. Ihr Charakter festigte sich unter den Einflüssen der schweren Zeit immer mehr. Sie ward zum Trost und zur Stütze von ihrer näheren und weiteren Umgebung. Auch Eva wendete sich eines Tages an sie.

„Jetzt heißt es, meine Theorien in die Praxis umzusetzen“, sagte sie, und eine helle Träne lief über ihr ein wenig krampfhaft lächelndes Gesicht. „Und du sollst mir dabei helfen, alte Tofia! Du warst schon immer viel wert, aber in dieser Zeit bist du ein ganzer Kerl geworden.“

Tofia errötete bei diesem ungewohnten Lob. Denn es war nicht Sitte zwischen ihnen, sich Schmeicheleien zu sagen.

„Dein lieber, lieber Mann muß fort?“ fragte sie.

„Ja, er geht fort!“ sprach Eva dumpf. „Wir haben es durchgesetzt. Er darf aktiv an die Front . . . und wir sind stolz, daß wir es erreicht haben.“

Plötzlich stürzte ein Strom von Tränen über ihr Gesicht, und sie umklammerte fassungslos die Freundin.

„Egal Egal“ sagte Tofia in heißer Bärtlichkeit, „ihr habt es doch so gewünscht und gewollt! Nun müßt du es nicht bereuen und nicht klagen.“

Krampfhaft schüttelte Eva den Kopf.

„Ich . . . ich . . . tue es auch nicht,“ stammelte sie schluchzend, „ich . . . freue mich ja so für ihn. Es wäre . . . ihm solch ein Opfer gewesen . . . unfertwegen daheim zu bleiben. . . . Oh, ich gönne es ihm so sehr! Aber . . . es ist nun doch namenlos . . . schwer. Ich liebe ihn . . . o Tofia . . . so unermesslich . . . und ich habe auf einmal . . . so gräßliche Ahnungen . . .“

Tofia erbehte. Was holte der Krieg aus den Menschen heraus. Arme Eva!

Still herzte sie die Freundin. Sie fühlte, daß hier jedes Wort zu viel war. Und unter diesem wohlthuenden Verständnis schwammen Evas Tränen sich bald den dicksten Berg vom Herzen. Mit dem feuchten Taschentuch versuchte sie sich die Augen zu trocknen.

„Du sagst es keiner Seele, Tofia, daß ich geheult habe, gelt?!“

Smigen Tones versprach es Tofia, und die junge Frau eilte davon, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. — — —

Unheimlich schnell war der Tag der Abreise herangekommen. Auf Evas Wunsch sollten die Freundinnen ihrem Manne das Geleit zum Bahnhof geben. Sie hoffte wohl, dadurch das Scheiden sich und ihm minder schwer zu machen.

Fröstelnd standen sie mitammen in der weiten Halle. Berta trug schon Kleid und Haube der Kriegshelferin. Ein großer Wunsch war ihr mit der Aussicht, in einem Lazarett pflegen zu dürfen, in Erfüllung gegangen. Aber gewissenhaft hörte sie auch noch alle Wünsche des jungen Geistlichen betreffs seiner Armenpflege an. Oh, die hatte Kräfte, und ein Tag war lang! Sie würde beides gut bewältigen können.

Endlich pfiff der Zug.

„Schreibe mir nur alles ganz genau, Georg! Du weißt ja, wie — — wißbegierig ich bin!“

Eva rief es mit gewaltfamer Heiterkeit, während sie ihm zum letzten Male die Hand reichte. Aber der vergebende, sterbenswehe Blick strafte ihre übermütigen Worte Lügen.

Raum merkbar begannen die Räder zu rollen. Noch hielten die Gatten einander bei den Händen.

„Mein Lieb! Mein Lieb! Leb' wohl . . .“

Der Pfarrer, den das graue Kleid des Kriegers, der schwere Helm, ein wenig zart erscheinen ließ, flüsterte nur ihr hörbar diese Worte. Eine Welt von Bärtlichkeit strömte ihr daraus entgegen und bildete hinfort das Geleit ihrer einsamen Tage und bangen Nächte.



„Georg . . . Georg!“  
stammelte Eva aus rauher, schluchzender Kehle und wollte seine Hand nicht lassen.

Noch ein Druck, der alle seine Kraft und Zuversicht in sie überströmen lassen sollte — dann löste er sich sanft von ihr.

„Kopf hoch, mein Liebling, und Gottvertrauen! Sei dir immer bewußt, daß, wie er es auch schicken möge, es so zu deinem Besten sein wird.“

„Du hast recht, Georg!“ Nun hatte die junge Frau wirklich wieder ihr zuversichtliches, sonniges Lächeln — „ich verspreche es dir, stark will ich sein und mich nicht unterkriegen lassen!“

Atemlos mußte sie stehenbleiben. Sie vermochte nicht mehr mit den mählich und mählich rascher sich drehenden Rädern Schritt zu halten. Aug' und Seele wurzelten noch ineinander — ein Winken des Tuches — dann war auch das vorbei. . . .

Und während die Freundinnen stumm und zögernden Fußes die Bahnhofshalle verließen, scholl es gedämpft aus einem der letzten Wagen:

„Auf, auf, zum Kampf! Zum Kampf sind wir geboren,

Auf, auf, zum Kampf fürs Vaterland ins Feld!  
Für Gott und Vaterland sind wir geboren,  
Für Deutschlands Ruhm und Ehr' auf dieser Welt!

Wir fürchten nicht den Donner der Kanonen,  
Wenn sie uns gleich dem Untergange drohn!  
Drum wollen wir es nochmals wiederholen:  
Der Tod im Feld ist doch der schönste Tod!!“

„Wie einem doch solch ein Soldatengesang durch und durch geht!“ meinte Tofia und winkte den helm- und tornisterbewehrten Feldgrauen unablässig mit der Hand nach. So gern wollte sie Eva auf andere Gedanken bringen, doch wußte sie im Augenblick nichts Besseres zu sagen.

Auch Rose-Marie, von gleichem Drange beseelt, legte den Arm mit sanftem Druck in den der Freundin, die eben so Schweres — sie wußte es von sich, wie e Schweres! — durchzukämpfen hatte.

„Alle gehen mit Lachen und Gesang auf den Lippen! Wie tief steckt doch dieses Gemisch von Tapferkeit und harmlos-kindlicher Sangeslust im deutschen Mannel! Wo nur plötzlich diese vielen, tiefempfundenen Weisen herkommen?“

Ein wenig krampfhaft — Berta in ihrer lehrhaften Art — unterhielt man sich über diesen Gegenstand. Dankbar fühlte Eva das liebevolle Bemühen. Mein, sie bedurfte dessen nicht mehr.

Sie hatte es versprochen: Stark wollte sie sein wie alle, all die anderen deutschen Frauen und Mädchen und sich nicht „unterkriegen“ lassen!

„Children, quält euch nicht!“ sagte sie fast heiter. „Es ist nun einmal so, und ich werde mich nicht feiger und schlechter hineinfinden als Millionen andere Frauen.“

Es fragt sich nun nur, wie ich meine Zeit am nutzbringendsten fürs Vaterland verwende. Vor allem werde ich mich natürlich der Armenpflege in meines Mannes Bezirk annehmen. Auch darf ich bei mir eine Zweigstelle der Heimarbeit für Seereslieferungen einrichten. Zweimal in der Woche dürfen die armen Frauen sich Arbeit holen, lauter Schneiderarbeit, die bisher ausschließlich von Männern geleistet wurde.“

„Die Frauen werden schon zeigen, daß sie mindestens ebenso geschickt sind wie die eingebildeten Schneider, die immer tun, als könnten Frauen das einfach nicht!“ triumphierte Tasia.

„Sie werden es können, ja!“ entgegnete Eva. „Aber so leicht wie du denkst, soll es nämlich nicht sein. Nicht auf Geschicklichkeit kommt es dabei an, sondern auf allerpeinlichste Genauigkeit.“

„Sie leisten es, verlaß dich drauf, Eva“, rief Tasia mit begeistert leuchtenden Augen. „Denn die Frau von 1914 kann alles, weil sie will und muß! Darf ich dir bei dieser Arbeit helfen, Eva?“

## 12. Kapitel.

„Wir geben die Hoffnung noch nicht auf, daß wir das Weihnachtsfest doch noch daheim in unserer lieben Kaserne feiern können.“

So hatte einer von Tasia's Liebesgabenempfängern noch Anfang Dezember geschrieben. Aber in Deutschland, wo man die Ereignisse anders übersah als in der dem weltgeschichtlichen Geschehen fernstehenden Enge des Schützengrabens, wußte man, daß dies unmöglich war.

So rüstete man denn allenthalben eifrig zu diesem schönsten und deutschesten der Feste. Nicht für sich selbst! O nein! Wie hätte man denn in diesem Jahr an ein fröhliches, seliges Weihnachten denken können!

Aber draußen die Tapferen in den Schützengräben Frankreichs und Belgiens, auf den unwegsamen Gefilden Rußlands, die sollten wenigstens spüren, daß in der Heimat Liebe und Dankbarkeit bestrebt waren, ihnen einen Festtag zu rüsten.

Millionen von selbstgestrickten Strümpfen (denn man sah kaum mehr ein weibliches Wesen ohne Strickzeug in der Hand), Kopf- und Ohrenschützern, Leibwärmern, Handschuhen und Pulswärmern wanderten zur Front. Lichte, um die endlos langen Abende notdürftig zu erhellen, Eß-, Trink- und Rauchbares, um die hungerigen Mägen zu erfreuen und endlos dahinschleichende Stunden zu kürzen. Alles ward in riesigen Kisten oder winzigen Päckchen — je nachdem — verpackt und abgesandt. Ja, sogar fertig geschmückte Tannenbäumchen fehlten nicht.

In weitem Maße hatte sich die deutsche Industrie den Verhältnissen angepaßt. Hastlos arbeitete der Erfindungsgeist. Immer neue und zweckmäßigere Formen

und Möglichkeiten für den Versand ins Feld wurden geschaffen.

In der Residenz zeigte sich die Liebestätigkeit besonders eifrig. Ging doch das geliebte Fürstenhaus unermüdet auf allen denkbaren Gebieten mit gutem Beispiel voran. Keiner mochte da zurückstehen.

Auch in der Eschenhorst'schen Liebesgaben-Packstube herrschte fieberhafte Tätigkeit.

Eva, die ihr verödetes Heim floh, trat meist schon morgens mit ihrem Lächelchen an. Sie war wieder froh und guten Mutes. Bei fleißig sich regenden Händen schwakte sie unaufhörlich von den Heldentaten ihres Mannes. Diese bestanden, da sie noch gar keine Nachrichten von ihm hatte, einstweilen allerdings nur in ihren liebevollen Voraussetzungen. Doch konnte, wer sie hörte, meinen, daß Heil und Sieg Deutschlands allein in die Hände ihres geliebten Helden gegeben seien.

So sehr es Tofia freute und beglückte, daß ihr elterliches Haus für die Freundinnen der Mittelpunkt sein durfte, so waren ihr Evas helle Augen, die stets fragebereite Zunge doch mitunter recht unbequem. Denn über jede Zeile, die sie schrieb, von jedem Gramm, das sie absandte, heischte die kleine Pfarrerin Rechenschaft.

Auf diese Weise hörte der arme Wolf weniger von Tofia, als es eigentlich in ihrer Absicht lag. Und der leise Unterton schmerzlicher Sehnsucht, der zuweilen aus seinen Briefen klang, quälte sie mehr, als sie sich selbst zugestehen mochte.

Weihnachten wenigstens, das hatte sie sich fest vorgenommen, sollte er aber nicht darunter zu leiden haben. Sie mußte eben Eva auszuforschen suchen, wann sie einmal bestimmt in ihrem eigenen Heim beschäftigt sein würde.

Da kam die Freundin auch schon unvermutet ihren Wünschen entgegen.

„Morgen müßt ihr schon versuchen, ohne mich auszukommen!“ sagte sie eines Abends und packte ihr Kind-

den zu einem unförmigen Bündel zusammen. „Ich will für Georg Sandkringel backen, die er doch so gern ißt.“

Tofia spitzte die Ohren.

„Wann soll denn dieser große Akt vor sich gehen?“ fragte sie unschuldig; „vor- oder nachmittags?“

„Morgens um acht, womöglich noch bei Licht, fange ich an!“ erklärte Eva und warf sich in die Brust. „Georg soll doch nichts von all den Herrlichkeiten entbehren, die er zu Weihnachten gewohnt ist.“

„Ich weiß ein großartiges Rezept“, sagte Tofia, in ihrer Freude doppelt dienstfertig. „Von Tante Adolfsine, weißt du, aus Lubowol!“

Eva rümpfte zweifelnd das feine Näschen.

„Weißt du . . . nimm mir's nicht übel . . . aber gerade zu diesem Zweig deiner Lubowol-Errungenschaften habe ich kein allzu großes Vertrauen. Ich hörte da was von Puderfuchen . . .“

Da aber ward Tofia wild. Mit einem Satz stand sie neben Rose-Marie, die gerade friedlich ein zierliches Marmeladeneimerchen mit Bindfaden verschnürte.

„Wer hat da gepekt?! Rose-Marie Gardersen . . . Hohndorf — — —?!“ Sie erdolchte die junge Frau förmlich mit ihren Blicken. Doch schnell wieder huschte ein zärtliches Lächeln über die zornige Miene. „Mein! Rosemie tut so was nicht! Es war einfach die edle Karola. Na, und der kann ich nicht an den Kragen! Ich mag's auch gar nicht, sondern will ihr wünschen, daß sie nun in Sevilla oder Granada bei ihren mandolinewimmernden Granden sitzt. . . Also, liebe Eva,“ hoheitsvoll wendete sie sich wieder an diese, „du hast natürlich die Freiheit, von meinen Kochkenntnissen zu denken, wie und was du willst. Ich dränge dir meine ausgeprobten, vorzüglichen Rezepte auch nicht auf, sondern wünsche dir aus christlichem Herzen, daß die deinen ebenso gut sein möchten.“

Nach diesem salbungsvollen Schluß ihrer Rede gestaltete sich der Abschied „bis übermorgen oder frühestens morgen abend“ ein wenig förmlich.

Lofia ging denn auch am folgenden Tage bei guter Zeit emsig an ihre Arbeit.

Nach Erledigung ihrer häuslichen Pflichten setzte sie sich zur Abfassung des Begleitschreibens hin. In der Nacht hatte sie es sich schon ganz genau überlegt, so würde das wohl flott vonstatten gehen.

Aber ach! Im grauen Lichte des Tages sah alles so anders aus. Schon der Anfang wollte ihr nicht aus der Feder.

Bisher hatte sie ihre kleinen Berichte einfach ohne Anrede abgefaßt. Für einen Weihnachtsbrief schien ihr das aber doch nun gar nicht richtig. So war das Ergebnis des nächtlichen Nachdenkens nach schweren Seufzern schließlich ein „Lieber Rolf“ gewesen.

Indessen, als es nun da so auf dem Papier stand, wollte es ihr nicht gefallen, und nach qualvollem Kopferbrechen kritzelte sie schließlich noch ein Wort dahinter. So stand denn da zu lesen:

„Lieber Rolf Gardersen!“

Und das sah nun wieder gar nicht so freundlich aus, wie sie es eigentlich haben wollte, und wie er es für all seine Güte auch verdient hätte.

„Ich werde es im Laufe des Briefes wieder gutmachen“, dachte sie und . . . faute nachdrücklich an ihrem Federhalter.

Eine Weile lang drohte ihr das unbeschriebene Papier feindlich entgegen. Die schönen, runden Gedanken der vergangenen Nacht wollten sich durchaus nicht wieder zu geschriebenen Worten formen.

Endlich, endlich standen doch ein paar Sätze da. Zweifelnd, ungewiß überlaß sie noch einmal das sauber Geschriebene:

„Lieber Rolf Gardersen!

Nun kommt das liebe Weihnachtsfest, und Sie und die anderen Helden müssen es im Schützengraben erleben. Der mörderische Kanonendonner wird wohl Ihr

Festgeläut sein. Ein schönes Fest wird es für alle nicht werden. Aber traurig wollen wir deshalb doch nicht sein, sondern hoffen, daß wir es im nächsten Jahr zusa. . . .“

So, und da hatte sie sich verrannt! Was dachte sie sich denn eigentlich vom nächsten Jahr?!

Glühende Flammen schlugen über ihr Antlitz. Wie würde Rolf das denn wohl auffassen?

Das unvorsichtige Wort rasch verbessernd, fuhr sie fort:

„. . . im nächsten Jahre in Friede und Freude mit unseren Lieben feiern dürfen.“ (So, dabei konnte doch kein Mensch etwas finden!) „Es ist gar nicht auszuwenden, wie wunderschön das werden könnte!

Rosemie, unser zartes Seelchen, hält bewunderungswürdig durch. Um ihr Ergehen brauchen Sie sich jetzt wenigstens keine Sorge mehr zu machen. Sie ist, wie die meisten deutschen Frauen, gewappnet für das Schwerste und würde, wenn es sie träfe, nicht darunter zusammenbrechen. Und das ist schon ein großer Fortschritt.

Meine Kleinen, selbstgestrickten Gaben tun Ihnen hoffentlich gute Dienste. Beim eintönigen Geklapper der Nadeln habe ich viel . . .“

Halt! Durfte sie das denn sagen? Nach schwerem Sinnen kam sie zu dem Schluß, daß Weihnachten dazu da sei, um der Menschheit im allgemeinen und den Helden draußen im besonderen des Lieben viel zu tun. Und so vollendete sie denn macker den angefangenen Satz:

„Beim eintönigen Geklapper der Nadeln habe ich viel an Sie gedacht und an die hübschen Stunden, die wir im Laufe der Jahre schon zusammen verlebt haben. Daß die beigelegten Süßigkeiten nach Ihrem Geschmack sind, habe ich von Rosemie erlauscht.

Täglich betet für Sie Ihre

Lofia.“

Aufatmend lehnte Tofia sich im Stuhl zurück. Es war eben doch grenzenlos schwer, an Kolf zu schreiben. Der halbe Vormittag war damit vergangen. Und nun kehrte Rose-Marie schon von ihrem Besorgungsgang in die Stadt zurück.

Aber das liebe Seelchen störte nicht. Für die nächste Stunde würde sie vollauf mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sein. . . Außerdem war die zartfühlende, taktvolle Rose-Marie keine Eva!

„Nach langem Suchen habe ich nun doch noch allerbald erstanden, was Dolf brauchen kann“, sagte sie, und ihre sanften Augen strahlten. „Wasserdichte Fußschüher, denn das Wasser soll ja in den Schützengräben und Untertänden wer weiß wie hoch stehen. Und, sieh mal,“ eifrig breitete sie ihre Herrlichkeiten vor Tofia aus, „ein Zigarrenöfchen! Ist es nicht einfach goldig? So wundervoll zum Erwärmen der erstarrten Hände. Es ist eine ganz neue Erfindung.“

Die neugekauften Gegenstände um sich herum, ließ sie sich an ihrem Schreibpfläzchen nieder. Mit allen Gedanken schon bei dem fernen Liebsten, war ihr Tofias Gegenwart nicht mehr bewußt.

Diese holte nun auch alle ihre Schätze herbei. Den mit Silberhaar gezierten Edeltannenzweig, das Blechbüchschchen mit Gänseleberpastete, die kandierten Ingwer- und Ananaszscheiben, und ein Herz aus Königsberger Marzipan.

Diese Form war Tofia ja nicht recht gewesen. Aber so sehr sie auch gesucht hatte, anderes fand sie nicht. Immer wieder stiegen Bedenken in ihr auf, ob Kolf nicht womöglich eine zarte Anspielung und Absicht darin finden könnte. Das wäre doch gar zu peinlich gewesen.

So setzte sie denn doch noch lieber jetzt, im letzten Augenblick, eine kleine Nachschrift, die einen derartigen Irrtum zerstören mußte, unter ihre Epistel.

Doch kaum hatte sie die Feder ergriffen, als stürmisch die Klingel ertönte, und die für den ganzen Tag beschäftigt geglaubte Eva ins Zimmer stürmte.

„Children, das ist kominun!“ rief sie aufgebracht, ganz und gar in die längst für überwunden gehaltenen Ausdrücke der Pensionszeit zurückfallend. „Seht euch mal meine Sandkringel an! Lauter Mißgeburten! Es ist, um sich krank zu ärgern!“

Sie schüttete aus einer Tüte grau und unscheinbar aussehende Gebäckstückchen auf den Tisch. Mit hartem Braxeln fielen sie darauf nieder.

„Herrje, hast du Kieselsteine mitgebracht?“ fragte Tofia, ein klein wenig schadenfroh, mit unschuldsvoller Miene. Eine größere Genugtuung konnte ihr ja nicht werden. Der „Buderfuchen“ war glänzend gerächt!

„Ich bin außer mir! Seht euch bloß das Zeug an!“ rief Eva, dem Weinen nicht ganz fern.

Das ist das Kriegsmehl, ich kenne das!“ sagte Tofia in weiser Überlegenheit.

„Du hast es gewußt und mich nicht gewarnt?! Pfui! Wie schofell! Nun sitzt mein armer Georg zu Weihnachten ohne eine Freude da“, sprach Eva düster.

Nun tat es Tofia doch leid. Namentlich der um sein Lieblingsgebäck betrogene Pfarrer. Ganz sanft entgegenete sie daher:

„Du hast mich ja verlacht, Evi, und wolltest nichts von mir hören.“

„Ach, das handelte sich doch bloß um den seligen Buderfuchen“, lehnte die junge Frau unwirsch ab.

„Schließlich kommt doch alles aufs selbe raus, aufs Mehl!“ sagte Tofia erinnerungsvoll und versuchte ihre ausgebreiteten Schätze mit rosa Seidenpapier zu überdecken. Denn Evas Augen fingen schon bedenklich an, umherzuwandern.

Nachdenklich starrte die junge Pfarrerin auf die wundervoll aus der Hülle lockenden Ananaszscheiben.

„Du hast gewiß den Teig nicht ruhen lassen“, ließ nun auch Rose-Marie sich vernehmen. „Tante Adolfine sprach immer davon, daß das sehr nötig sei bei Buttergebäck.“

„Ich habe noch eine Lütte Weizenmehl von vor dem Kriege stehen. Dann will ich nach euren weisen Lehren also nochmal mein Heil versuchen“, meinte Eva, schon wieder getröstet. „Nur schade um die jetzt so kostbare Butter! Aber umkommen lasse ich natürlich nichts. Ihr müßt mir schon helfen, mit der Zeit die Kieselsteine aufzueffen.“

Sie drehte sich zur Tür, und Lofia glaubte schon, der Gefahr entronnen zu sein. Inzwischen mußte sie einsehen, daß sie Eva immer noch nicht gut genug kannte.

„Du schickst ja wunderbare Sachen an deine Soldaten!“ sagte sie, ihre schalkhaft fragenden Augen hinter dem getupften Schleier bergend. „Ist Freund Käferle oder Süpfle diesmal der Beglückte, der kandierte Früchte und Gänseleber, mit seidenen Bändchen gebunden, bekommt?“

Lofia war wütend. Natürlich, nichts, aber auch nichts konnte diesen Augen entgehen. Mein, dieses Mal sollte Eva nicht auf ihre Rechnung kommen. Mit einem vornehm-überlegenen Achselzucken tat man derartige Anzapfungen am besten ab.

Das störte nun Eva gar nicht. Im Gegenteil! Ein vergnügt-durchgetriebenes Lächeln trat auf ihr frisches Gesicht.

„Oh! Und einen langen Schreibebrief auf deinem besten Monogrammpapier!! Das hätte ich nicht für möglich . . . .“

Lofia lachte spöttisch.

„Das glaube ich dir ohne großartige Versicherungen, bei deinem bekannten Briefpapiergeiz!!“

Rose-Marie warf sich beschwörend ins Mittel.

„Ihr werdet euch doch nicht wegen einem S-tückchen Briefpapier streiten! Wie mögt ihr euch nur in dieser traurigen Zeit um solche Nichtigkeiten unfreundliche Worte sagen — — —“

Ganz traurig schüttelte sie den Kopf. So etwas begriff sie einfach nicht.

Lofia fühlte sich ehrlich beschämt. Rose-Marie hatte ganz recht. Wie konnte sie es überhaupt über sich bringen, der armen Eva, deren Herz schwer genug sein mochte, spitz zu begegnen und ihr ihre kleinen Schwächen vorzuwerfen!

Rasch nahm sie eine der schönen, goldgelben Frucht-scheiben und steckte sie Eva zwischen die blühenden Lippen.

„Na, darum keine Feindschaft nicht, Evalein! Du weißt ja, wie's gemeint ist.“

Eva sträubte sich ein wenig gegen den Lederbissen — — — anstandshalber! Doch Lofia drang ihn ihr auf.

„Süpfle und Käferle brauchen nicht gar zu arg bewöhnt zu werden!“ lachte sie schelmisch. „Und nun geh' nur zur neuen Auflage deiner Plätzchen.“

Zwar war Eva mit dem bis jetzt „Erlickerten“ durchaus noch nicht befriedigt. Ihr schwante wieder einmal nur zu deutlich, daß dahinter noch mehr steckte. Doch fühlte sie sich — wiederum anstandshalber — durch Lofias freigebige Liebenswürdigkeit entwaffnet. Es würde sich ja hoffentlich noch ein andermal Gelegenheit geben, zu erforschen, was hier in der Luft lag.

„Zwar wollt ihr mich, scheint's, los sein,“ sagte sie, die Hand auf dem Türgriff, „aber ich muß euch doch noch was mitteilen, was ich ‚erlickert‘ habe! Im Schloß soll eine gemeinschaftliche Weihnachtspackerei vorgenommen werden. Ich hörte, daß man eine Anzahl Damen dazu auffordern will. Ob wir da auch dazu gewünscht werden? Ach, denkt euch, das wäre doch herrlich!“

Diese Aussicht war freilich interessant und verführerisch genug, um noch eine Weile erörtert zu werden. Dann aber fand Eva doch, daß es nun höchste Zeit geworden sei, wieder an ihre Sandringel zu gehen.

Geleitet von ihren Freundinnen, lief sie leichtfüßig die Treppe hinab. Von unten rief sie aber, wie immer, noch etwas herauf:

„Bertchen darf schon große Operationen mitmachen! Sie ist selig. Nun hat sie die größte Lust, sich in ein Lazarett an der Front zu melden. Und ich glaube, Georg

würde ihr nichts in den Weg legen. Schließlich kann ich ganz gut hier ihre Stelle ersetzen. Es wäre doch fein, wenn sie sich mit ihrer großen Ruhe und Gediegenheit draußen betätigen könnte. Eine von unserem Casanté-Wund mit dem Eisernen Kreuz womöglich! Wie wundervoll wäre das!!“

Dann klappte wirklich die Haustür.

Mit verdoppeltem Eifer gaben die Zurückbleibenden sich ihrer unterbrochenen Arbeit hin. In dem vom trüben Regenhimmel nur fahl erleuchteten Raum herrschte tiefe Stille. Bis elektrisierend ein langgezogener Ruf von der Straße heraufstönte:

„Kääärtrablatt!! Neuste Telegramme! Großer Sieg in den Argonnen! Zehntausend Russen gefangen! Schweeere Niederlage der Franzosen! Kääärtrablatt!!!“

Wie der Wind war Tosia aus der Stube.

Und kaum zurückgekehrt, das glückverheißende Blatt über dem Kopfe schwenkend, setzten mit vollen Akkorden die Glocken ein zum Siegesgeläut.

### 13. Kapitel.

„Im Schützengraben den 3. 12. 14.

Meine liebe Tosia!

Wenn dies Zeilen Sie erreichen, weiß kein Mensch. Vielleicht fällt ihre Ankunft in die liebe Weihnachtszeit, und da will ich nur von Herzen wünschen, daß Sie mit Ihrer lieben Mutter, meinem Schwesterlein und der fidelen, kleinen Pastorsfrau ein nettes, harmonisches Fest verleben möchten.

Ihrer aller Hauptfreude wird ja im Leben bestehen. Wie viele, die verwundet in Lazaretten liegen, wie viele Witwen und Waisen werden durch Sie erfreut werden! Wie viele Mädchen werden Ihre lieben Hände packen und in die Schützengräben senden. Und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ihr gutes, warmes Herzchen auch den armen Volk nicht vergessen wird?! Und denken Sie mal an, in dieser herrlichen Aussicht freue ich mich riesig auf die Weihnachtszeit!!!

Überhaupt wird es ganz nett werden. Wir setzen alles daran, um es den Leuten so hübsch wie möglich zu gestalten. Daran kann auch der Umstand nichts ändern, daß die Franzosen, in der Hoffnung, der deutsche Michel werde über seinem Christkindchen Vorsicht und Aufmerksamkeit vergessen, sich gerade die Festtage und die Christnacht zu heimtückischen Überfällen ausuchen werden. Jeder Truppenteil feiert eben einfach, wenn er gerade in Ruhstellung ist. Sei dies nun am 22. oder 26. Dezember. Und vorn wird inzwischen doppelt und dreifach aufgepaßt.

Einige besonders Begabte meiner Leute haben ein sehr nettes Festspiel verfaßt, das sie aufführen wollen.

Die Kostüme dazu sind schon aus dem Viller Stadttheater verschrieben!!! Ja, da staunen Sie, nicht wahr? Es wird großartig werden, und sicherlich werden wir hohen Excellenzbesuch dazu erhalten.

Nun muß ich Ihnen aber doch mal vor allem etwas sehr Schönes erzählen. Bunt geflaggt ist seit einigen Tagen mein Knopfloch! Es war ein reicher Segen, der mit einem Male auf mich niederging. Ich hatte das Glück, von einem sehr wertvollen, wichtigen Patrouillengang lebendig wiederzukommen, und bei einer anderen Gelegenheit einen schönen Auftrag zu erhalten, den ich zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten löste.

So überreichte mir denn der Oberst mit höchst schmeichelhaften Worten das Kreuz von Eisen. Nach einer Parade heftete mir Ihr Landesherr (wie sehr verstehe ich Ihre Liebe und Verehrung für diesen lebenswürdigsten der Fürsten!) einen prächtigen Kriegssorden höchstselbst an die Brust. Und meine Heimatstadt ließ sich nun natürlich auch nicht lumpen. So flimmert es mir förmlich vor Augen, wenn ich an meinem Lehmbeschmutzten, grauen Kleid heruntersehe, ob all der Farbenpracht!

Vielleicht würde ich Ihnen in diesem Schmuck um einige Grade besser gefallen?! Oder sind Sie nicht mehr so äußerlich wie als kleines Pensionismädchen? Nein, seien Sie es nicht, geliebte Lofia! Sehen Sie nur aufs Herz. Auf dieses Herz, das nur für Sie allein schlägt!! — — —

Daß wir vor ein paar Tagen eine neue Stellung bezogen haben, wissen Sie am Ende auch noch nicht? Es geht uns hier — augenblicklich wenigstens — recht gut.

Mein Unterstand ist viel ‚komfortabler‘ als der vorige. Ich bin im stolzen Besitz von Wohn-, Schlafzimmer und Küche!! Den Verkehr zwischen dieser opulenten Flucht von Räumen hält eine gediegene Waschküvette aufrecht. Und ich brauche nicht einmal einen Fährmann. Die Strömung befördert mich liebenswürdig-

welse ganz von selbst. Die Sage geht, daß meine Wohnung mit einem wundervollen Parkettfußboden ausgestattet sei. Nun, das werde ich im Sommer dann schon merken, wenn die Wasser sich verlaufen haben. Ich verprieche Ihnen, das Muster der Täfelung dann in der Zeichnung festzuhalten.

Einen zwei Meter hohen Spiegel, der aber natürlich quer gehängt werden mußte, gibt das Spiel der neckischen Wellen in meiner Wohnung grau in grau zurück. Auch eine prächtige Wanduhr ziert mein Häuptlingsheim. Leider erkältet sie sich häufig. Dann schlägt sie bis auf hundert oder noch mehr. Die uns auf sechzig Meter gegenüberliegenden Franzosen halten das meist für eine unvornehme Uzerei und beantworten den melodiosen Schlag der lieben Uhr, die doch aus ihrem Lande stammt, mit wüstem Schießen.

Für diese rohe Verständiglosigkeit rächen sich dann unsere Kerle abends, wenn es schon hübsch still ist, und der Schall der Stimme recht weit trägt. Die ganze Chronik unserer Siege wird ihnen dann hinübergeschrien. Das Wutgeheul sollten Sie aber dann mal hören! Blind wird drauflos geschossen und dazwischen gerufen: ‚Allemands verrückt! Nix sein vrai!‘

So gibt es auch in diesen nicht immer ganz leichten Tagen heitere Momente. Wenn ich dann für zwei Ruhetage (in denen aber feste exerziert wird!) in das zerschossene Dörfchen zurückkehre, empfangen mich zunächst ein paar ‚Doitschland, Doitschland über alles‘ singende Gamins. Sodann ein freundliches Franzosenehepaar mit einem noch freundlicheren Hund. Dieses Tierchen heißt ‚Major‘ und soll nach Madames Aussage einen untrüglichen Instinkt für Kriegsgefahren haben.

Fliegen ein paar Granaten übers Dorf — von ihren eigenen Landsleuten geschossen notabene! —, so sitzt der Held ‚Major‘ als erster im Keller, wo er am tiefsten und dunkelsten ist. Und dann stürzen Monsieur und Madame blindlings hinterdrein, ob sie es für notwendig halten oder nicht. ‚Major‘, bei dem das etwa

beileibe nicht Feigheit, sondern segensreicher Instinkt ist, hat die Warnung erlassen, und es wäre Frevel, ihr nicht zu folgen.

Bei ‚Major‘ fällt mir ein anderer kleiner Franzose ein, der mir schon manche heitere Stunde bereitet hat.

Neulich nacht kommt mein Bursche vor zu mir in die Stellung gekrochen mit einer Thermosflasche voll heißem Kakao. Während ich voller Behagen den wärmenden Trank zu mir nehme, sehe ich, daß sich auf seinem Arm etwas bewegt.

Auf mein Befragen erzählt mir der gute Kerl freudestrahlend, daß das Hündchen gestern zu ihm gekommen sei und sich nicht mehr von ihm trennen wolle. Ich ließ ihn auf den Boden des Schützengrabens setzen und beleuchtete ihn vorsichtig mit meiner Handlaterne. Es war ein hübscher Terrier von guter Klasse und sorgfältig gestutztem Schwanz und Ohr. Dazu riesig zutraulich und liebebedürftig.

Ich freute mich über diese Vergrößerung der Compagnie und befahl, daß das Tierchen gut gefüttert werden und bei der Bagage bleiben solle.

Stolz und selig trabte mein Bursche mit dem Findling davon.

Als ich am nächsten Tage, aus dem Schützengraben zurückkehrend, mein Zimmer betrete, fährt mir mißwütendem Geklaff der Hund ertgegen. Sorgenvoller Angesichts steht der Bursche dabei und erzählt ganz traurig, der Hund hätte seit gestern total seinen Charakter verändert. Srgend jemand müsse ihm während der Nacht was getan haben.

‚So,‘ sagte ich, kritisch den Hund mustern, ‚und wer hat ihm über Nacht den Schwanz wachsen lassen?‘

Ganz bestürzt sah mich mein treuer Bland an. Dann behauptete er steif und fest, den Schwanz hätte der Hund schon immer gehabt.

Ich sagte: ‚Aber, Menschenkind! Besinnen Sie sich doch! Das ist ein ganz anderer Hund! Gestern um diese Zeit brachten Sie einen Terrier mit gestutz-

tem Schwanz in den Schützengraben! Einen Hund von zärtlichem Gemüt! Und heute ist es ein bissiger Rüter mit Scherenschleifertwedler.‘

Mein Bland war nicht zu überzeugen. Und auch jetzt versichert er noch täglich von neuem, da müsse ein



böser Geist seine Hand im Spiel haben! (Abergläubisch sind ja selbst hier draußen noch ab und zu die echten Bauernsöhne.) Der Hund hätte am Morgen noch in derselben Kiste unter dem Bagagewagen gelegen, in die er selbst ihn am Abend vorher sorglich gebettet. Und außerdem habe er dicht daneben geschlafen!

Na also, dieses Rätsel wird wohl ewig ungelöst bleiben. Behalten haben wir den kleinen, geschwänzten

Satan aber doch! Es ist doch ein zu einem gehöriges Lebewesen, das einen, wenn auch knurrend, begrüßt, wenn man von sechstägigem Regen durchnäßt und durchfrennen ‚heimkommt‘!

O kleine, liebe Tosia! Vermögen Sie sich wohl eine Vorstellung davon zu machen, was unsereiner sich dann mitunter für Bilder ausmalt von einem ‚Heimkommen‘ in der fernen Zukunft?! — — —

Doch ich will nicht etwa wehleidig werden. Das wäre eines durch fünf Kriegsmonate rauh gewordenen Kriegers unwürdig. Nur wenn ich vor der geöffneten Silberkapsel sitze und ihren teuren Inhalt betrachte, dann fühle ich, wie für Augenblicke der eiserne Meißel der Kriegshammer um mein Herz geschmiedet hat, zu schmelzen beginnt. Und meine Gedanken halten innige Zwiesprache. Denn die toten Gegenstände sprechen eine lebendige, ach, so gern gehörte Sprache. . . .

Und nun rufe ich Ihnen das schöne Wort zu, das Sie als deutschen Abschiedsgruß aufnehmen wollen: Gott befohlen!

Ich küsse Ihnen die geliebten Hände und bin treu und immer Ihr

Rolf.“

Dieses war der längste, schönste und reizendste Brief, den Tosia je von Rolf erhalten hatte. Wieder und wieder las sie ihn und hätte gar zu gern auch Rose-Marie sich daran erfreuen lassen. Aber da sie nun so lange über alles, was zwischen Rolf und ihr vorgefallen war, geschwiegen hatte, fand sie den „Dreh“ nicht, nun plötzlich darüber zu sprechen.

Da kam die junge Frau ihr selbst unerwartet zu Hilfe.

„Tosia, ich muß einmal ein offenes Wort mit dir sprechen.“

Sie kehrten aus dem Bureau des „Nationalen Frauendienstes“ zurück, wo sie zwei Tage in der Woche angestrengt für die Kriegshilfstätigkeit arbeiteten.

„Was ist's, Rosel?“ fragte Tosia scheinbar unbefangenen, doch ahnungsvoll klopfenden Herzens. „Sprich dich ganz ungeniert — will sagen: rüchhaltlos, um deutsch zu reden — aus, mein Lämmerchwänzchen!“

Rose-Marie pochte das Herz mindestens ebenso. Denn allem, was nach unliebhamen Erörterungen aussah, ging sie in weitem Bogen aus dem Wege.

„Du mußt es mir nicht übelnehmen, daß ich auf der Straße davon anfangte, aber hier ist es nicht so schwierig.“

Sie machte sich an ihrem Regenschirm zu schaffen, der naß und klamm in ihrer Hand lag.

„Na, schieß nur los, Liebes! Ich bin nun schon auf alles gefaßt.“

Die junge Frau tat einen zitternden Atemzug. Dann sagte sie in überstürzter Hast:

„Du hast Geheimnisse vor mir, Tosia! Ich weiß wohl, daß du durchaus nicht verpflichtet bist, mir alles anzuvertrauen, was dich bewegt und was in dir vorgeht. Nie wäre ich so anspruchsvoll, das zu verlangen . . . obgleich du früher ungefragt alles mit mir besprochen und nichts für dich behalten konntest. Aber nun — — — oh! — — — wie eine Wand steht es zwischen uns!! Stündlich fühle ich es, und es betrübt mich so grenzenlos. . . . Tosia, es ist ja nur, weil es mir so am Herzen liegt . . . du und Rolf . . .“

Immer leiser, immer ängstlicher war ihre Stimme geworden. Nun versagte ihre Kraft und ihr Wille. Das Weitere mußte sie nun schon der Freundin überlassen.

Nur zu gern übernahm Tosia es auch. Denn ganz deutlich fühlte sie in diesen Minuten, daß sie diesen Anstoß förmlich ersehnt, daß auch sie die innerliche Trennung gespürt hatte, und daß sie wie erlöst sein würde, des Geheimnisses endlich los und ledig zu sein.

So sagte sie ihr denn alles. Von den bangen Tagen der Mobilmachung und des Abschieds von Rolf sprach sie. Von ihrem eigenen Zaudern und Zagen, daß sie Rolf doch nicht betrügen wolle, daß sie wohl sehn-

füchtig und liebevoll seiner gedachte, aber doch nicht wissen könne, ob da nun nicht der gräßliche Krieg daran schuld habe. Denn was sollte es werden, wenn er glücklich zurück sei, und ihre alte Männerfeindschaft er-machte wieder?

Mit innig-sonnigem Lächeln hörte Rose-Marie zu. Und auch der trübe Dezemberhimmel schien sich mitzu-freuen, denn ganz schüchtern stahlen sich einige Sonnen-strahlen in die Anlagen, in denen die Freundinnen auf und ab wandelten.

„Sie wird nicht wiederkommen!“ sagte Rose-Marie zuversichtlich, „verlaß dich darauf! Wenn der hübsche, reizende, liebe, s-tattliche Mensch erst wieder vor dich hintritt, bist du so selig, daß du ihm einfach um den Hals fliegst! O Tofia! Wäre es doch erst so weit! Wie würden dich auch unsere lieben Eltern mit offenen Armen aufnehmen!“

Darüber glitt Tofia hinweg. Sich solche Bilder auszumalen, widersprach ihrer spröden Natur. Aber, nun einmal im Fahrwasser der Neue, konnte sie sich nicht genug in Selbstaufopferung tun. Alle Briefe von Rolf sollte Rosel lesen, alles von ihm zu sehen bekommen.

„Das fehlte noch!“ lehnte Rose-Marie ab. „Du würdest es s-päter bitter bereuen. Denn das sind Heilig-tümer der Seelen, in die kein drittes Auge dringen darf.“

Hand in Hand stiegen sie die Treppe hinauf. Wie eine Last war es von ihnen beiden genommen. Mit lange nicht gekannter Freude sah die junge Frau in die Zukunft.

„Heute ist ein so schöner Tag! Du wirst sehen, heute kommt auch noch eine gute Kunde von meinem Dolf!“

Tofia wirbelte durchs Zimmer und umhalste die Majorin, die auch gerade von ihrem Bahnhofsdienst (dort wurden durchreisende Krieger erfrischt, Verwundete verbunden usw.) heimkehrte.

„Heute ist überhaupt ein herrlicher Tag!“ rief sie in ausbrechender Jugendlust, „heute dürfen wir ins

Schloß und Weihnachtskisten für die Grenadiere packen helfen!“

Gestiefelt und gespornt trat sie am frühen Nachmit-tag, weit vor der Zeit an. Geschmückt mit dem Besten, was ihr Kleiderschrank barg.

„Kind, welche Unüberlegtheit!“ Frau Eschenhorst schüttelte halb lächelnd, halb mißbilligend den Kopf. „Was hast du dir denn nur dabei gedacht? Zu einer solchen Arbeit ist praktische Kleidung die Hauptbedin-gung.“

Tofia war wie aus den Wolken gefallen.

„Aber Mutti, im Schloß . . . !! Ich kann doch nicht vor den Augen der hohen Herrschaften in meinem Alltagsfährchen erscheinen!“

„Man würde sich wohl, und mit Recht, sehr wun-dern, wenn du in einem solchen Putz anträtest zur Arbeit. . . .“

„Aber Mutti, im Schloß!!“ wiederholte Tofia nachdrücklich.

„Einerlei! Bei Nacharbeit verdirbt man sich die Sachen, ob es nun im Schloß oder bei uns zu Hause ist“, sagte die Mutter bestimmt. „Außerdem ist es direkt unpassend, zu solcher Gelegenheit in einem Staatskleid zu erscheinen. Ziehe eine hübsche, weiße Waschbluse an. Glaube mir, das ist das richtigste.“

Zwar glaubte Tofia es eigentlich nicht, und der mütterliche Befehl verstimmte sie ein wenig. Aber was blieb ihr anderes übrig, als ihn mit guter Miene zu befolgen. Allerdings gab sie schon in der ersten Stunde ihrer Mutter recht. Das „Staatskleid“ wäre ihr nur peinlich gewesen.

Mit freudigem Eifer gaben die Damen sich der Arbeit hin. Das war ein immerwährendes Auswählen und Zusammensichten, ein Nachprüfen, ob auch nichts für das einzelne Päckchen vergessen war. Wollsachen, Rauchwerk, nützliche Kleinigkeiten, Sonigtuchen und ein schöner Spruch, der Bibel entnommen, durfte als Gruß und Geleitwort in keinem Päckchen fehlen.

Unermüdtlich, wie schon die ganzen langen Kriegsmomente hindurch, waren die Fürstinnen bei der Liebesarbeit. Keine Stunde war da am Tage zu früh oder zu spät, keine Reise zu unbequem, um noch Verwundeten Trost zu bringen und sich persönlich von ihrem Wohle zu überzeugen. Und in nimmer rastender Arbeit ward, wo nur immer möglich, die Not des Krieges mit ihrer Gefolgschaft von Leid und Tränen mit milder Hand und liebevollem Verständnis gelindert.

So zeigten sich auch heute, da es galt, unseren Feldgrauen mit den ebenso praktischen wie sinnigen Gaben eine Freude zu bereiten, die hohen Frauen mit Hand und Herz gleichermassen gebefreudig, der Körper rastlos und unentwegt bereit für die Betätigung des Liebeswerkes.

Ein wundervoll freundiges Zusammenarbeiten war es. Alle befeelt von dem gleichen Geiste der Hilfsbereitschaft und Hingabe an die eine große, vaterländische Sache.

Ganz erfüllt von der Schuld der Fürstinnen, dem ungewungenen, kindlichen Gebaren des kleinen Thronerben und seines lieben, reizenden Schwesterleins, kehrten Eschenhorsts mit Rose-Marie am Abend in ihr stilles Heim zurück.

Unter der hellstrahlenden Lampe stand einladend der Abendbrottisch gedeckt.

Das war auch einer von den Umständen, an die man sich nie und nimmer gewöhnen würde. Daß man sich hier an seinen wohlbestellten, blumengeschmückten Tisch setzte, während draußen die Helden in Masse und Kälte vielleicht Hunger litten.

Zwar hatte jeder vernünftige Mensch und gute, patriotische Haushalter selbstverständlich seine Lebensführung auf das notwendigste eingeschränkt. Man würde sich ja geschämt haben, Luxus und Wohlleben zu treiben, während es doch hieß, mit aller Kraft den schändlichen, völkerrechtswidrigen Aushungerungsplan der Feinde zunichte zu machen. Hier hieß es wahrlich, einer mußte

für alle sparen und alle für einen. Dem ganzen Volke kam es zugute.

Leider gab es noch immer zahlreiche Unverständige, die das nie begreifen konnten und wollten. Kurzsichtig und gedankenlos lebten sie in den Tag hinein, weil sie zufällig Geld genug hatten, um es sich leisten zu können. Weil sie hingelaufen waren und Mehl, Kartoffeln und Borräte in großen Mengen eingekauft hatten.

Alle Bitten und Warnungen der Regierung, alle Zeitungsaufrufe waren wirkungslos verhallt. Diese Art Leute blieb bei ihrer unpatriotischen, gedankenlosen Verschwendung.

Da half es denn nichts: ein Miegel mußte vorgeschoben werden. Staat und Städte arbeiteten Hand in Hand, und nicht lange mehr würde es währen, da bekam jeder einzelne Staatsbürger den ihm zustehenden Teil an Brot und Mehl zugemessen.

Während Lofia mit ihrer Mutter von diesen Dingen sprach und eine Fleischschüssel, die das Mädchen auftrug, als Überfluß verbannt und für den nächsten Tag zurückgestellt wurde, wartete man noch auf das Erscheinen von Rose-Marie.

„Wo sie nur bleibt?“ meinte Lofia etwas beunruhigt. „Ob sie sich noch einen Augenblick hingelegt hat, um zu ruhen?“

Indessen, da trat die junge Frau schon ein.

Seltam sah sie aus. Verstört, verwirrt, und doch gleichsam von innen heraus leuchtend unter der Wucht eines unfaßbaren Erlebnisses.

„Liebtes Kind, was ist dir geschehen?“ fragte Frau Eschenhorst ahnungsvoll. „Du hast sicher Nachrichten aus dem Felde . . . und keine schlechten, wie mir scheint!“

Die junge Frau sank vor ihrem Gedeck auf den Stuhl. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie um sich, als sähe sie ihre Umgebung zum ersten Male. Der rosige Widerschein der verschleierten Lampe zauberte nahezu unwirkliche Schönheit auf ihr zartes Angesicht.

„Nosemie, so sprich doch!“ drängte Tofia, in ängstlichem Goffen neben der Freundin niederkniend. „Gut Mutti recht? Ist mit Adolf irgend etwas Wundervolles los?“

Tofia fest umklammernd, rang Rose-Marie nach Luft.

„Ich werde ihn wiedersehen!“ stammelte sie flüsternd. „Er kommt! Es ist wahr und wahrhaftig wahr . . . er ist . . . er ist ja schon unterwegs!!!“

Ein Strom seliger Tränen brach aus ihren sanften Augen und erlöste ihr Herz von kaum mehr erträglichem Druck.

„Ist er verwundet?“ forschte Tofia in freudigem Bangen. Denn schlimm konnte es bei dieser Seligkeit keinesfalls sein.

Verklärt schüttelte Rose-Marie das Köpfchen.

„Gar nicht! Keine Spur! Heil und gesund und unversehrt ist er! Und schon auf der Reise . . . und ich soll ihm entgegenfahren . . . nach Straßburg . . . auf dem Generalkommando bekomme ich einen Paß . . . und . . . und . . . oh, es ist zu überwältigend schön . . .“

„Das sind freilich herrliche Nachrichten“, sagte Frau Eschenhorst innig erfreut. „Da wirst du nachher noch lange daran zehren.“

Wieder rang sie nach Worten.

„Er hat — — — er ist — — — großer Gott, ob es denn wahr sein kann?!? . . . Er kommt vorläufig nicht an die Front zurück . . . ins Große Hauptquartier ist er kommandiert . . . zum Eisenbahnfeldwesen . . . oder Feldisenbahnwesen . . . oh, ich weiß nicht, wie es heißt . . . es ist ja auch einerlei! Stellt euch doch mal vor, ich habe meinen Dolf in Sicherheit — — — und wenn es nur ein paar Wochen sind, aber man kann doch mal atmen, man braucht doch nicht jeden Moment auf das Gräßliche gefaßt zu sein!! Und nun will ich gleich aufs Generalkommando laufen — — —“

Nur mit Mühe vermochte man sie davon zurückzuhalten. Bis sie hinkam, würde es zu spät sein, stellte man ihr, mitgetragenen von frohester Erregung, vor.

„Wir machen es telephonisch!“ schlug Tofia vor. „Wozu haben wir denn diese schönste aller Erfindungen?! Gelt, Mutti, du erlaubst es? Du fällst noch nicht um vor Hunger? Sieh mal, wer weiß, was für die beiden von ein paar versäumten Stunden abhängt?“

Gütig nickte Frau Eschenhorst Gewährung.

Nun mußte Rose-Marie Tofia alles noch einmal ganz genau sagen. Denn sie selbst hätte um die Welt die Verhandlung nicht zu führen vermocht.

„Keine einzige Silbe würde ich ja verstehen vor Aufregung“, versicherte sie und stand dicht neben Tofia, um wenigstens zu helfen!

Übrigens wickelte sich alles ganz einfach ab. Auch auf dem Generalkommando war von Herrn Leutnant Hohndorf schon ein Brief eingetroffen mit ganz genauen Angaben und Weisungen. Morgen früh um acht Uhr konnten die Papiere in Empfang genommen werden — (aber nicht vergessen, eine Photographie mitzubringen, die ihnen noch beigelegt werden mußte!) — und um 9,51 Uhr ging der Zug, den die gnädige Frau benutzen mußte.

Da hieß es nun freilich sich tummeln. Und ohne Tofias praktische, umsichtige Hilfe würde wohl Rose-Marie nicht 9,51 am folgenden Morgen abgedampft sein.

Glückseligen Angesichts. Ganz benommen. Als erlebe sie jede Minute ein Märchen. Und Tofia dachte, als der lange Zug aus der Halle gedampft war, neidlos, aber ein wenig wehmütig, wenn sie doch ihr „Pappchen“ auch einmal so wiedersehen könnte . . . und . . . und . . . Rolf. . . .

Verfassen trat Tofia den Heimweg an. Gut, daß Arbeit in Hülle und Fülle ihrer wartete: Kinderhort, Fortsetzung des Weihnachtspackens im Schloß — — —

Es sollte anders kommen.

Gestern hatte das Schicksal dem Freundinnenkreis sein lächelndes Antlitz gezeigt . . . heute verhüllte es weinend sein Haupt.

#### 14. Kapitel.

Als Tosia so gedankenbenommen dahinschritt, fiel es ihr plötzlich ein, daß Eva ja noch gar nicht wisse, was sich seit der gestrigen Trennung zugetragen hatte. Die würde schön staunen, wenn sie hörte, daß Rose-Marie bereits über alle Berge war. Eigentlich könnte sie schnell mal vorbeigehen und es ihr erzählen. Denn wer weiß, ob sich im Schloß Gelegenheit bot, sich ausführlich zu sprechen.

Gedacht, getan.

Um Zeit zu sparen, sprang sie auf eine Elektrische, wo ihr die Fahrkarte von einer Schaffnerin ausgehändigt wurde.

Auch wieder eine Errungenschaft des Krieges! Überall durften und mußten die Frauen helfend eingreifen, auch in bisher ausschließlichen Männerberufen. Auf den Bahnhöfen, auf der Post, bei den Behörden und auf den Banken traf man weibliche Angestellte, Straßenreinigung und Müllabfuhr wurden von Frauen besorgt. Im Frühjahr würden sie hinter dem Pfluge schreiten und die ganze Landwirtschaft besorgen. Das weibliche Geschlecht mußte den Sieg mit erkämpfen, den Krieg gewinnen helfen. . . .

Vor dem Sellerschen Hause fuhr das Kindermädchen, eine Regenspauze benutzend, die kleine Georgine auf und ab. Strahlend krächte und zappelte das freundliche Kind der wohlbekannten Tante entgegen. Einen Augenblick schäkerte Tosia mit dem Würmchen, dann trat sie durch die nur angelehnte Haustür.

Um Eva zu überraschen, wollte sie leise durch das Herrenzimmer schleichen. Sie hatten doch immer noch ab und zu so kleine, kindische Anwandlungen und liebten untereinander derartige Scherze.

Doch auf der Schwelle blieb sie wie angewurzelt stehen.

Gegenüber der Tür befand sich der große Schreibtisch Pastor Sellers. Eva hatte, da er ja nun unbenutzt stand, auf seiner Platte ein großes Bild ihres Vaters aufgestellt, vor das sie täglich frische Blumen trug. Sierher, vor diese geliebten Augen brachte sie alle ihre Nöte, Sorgen und Gedanken, hier hielt sie Zwiegespräche mit dem Fernen und ging immer zufrieden und gestärkt davon.

Aber heute . . . heute . . . was war es nur mit Eva?!

Auf den Knien lag sie dort, beide Arme um das Bild gekrampt. Ein wildes Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Betroffen kam Tosia ein paar Schritte näher.

„Eva!“ flüsterte sie mit leiser Stimme, „aber Evchen, was ist denn?“

Die junge Frau flog in die Höhe. Ein Blick unfähiger Verzweiflung traf Tosia. Dann sprach sie mit zerrissener Stimme:

„Georg stirbt.“

„Eva . . . ?!“

Mit müder Gebärde strich sie sich das zermühlte Haar aus der Stirn.

„Georg stirbt!“ wiederholte sie mit plötzlicher, unheimlich wirkender Ruhe. „Die Reihe kommt nun an mich, dem Vaterlande zu opfern. Nie wieder wird er hierher zurückkehren in unser liebes, trautes Heim, unser zweites Kindchen wird zur Welt kommen, wenn sein Vater schon in seinem Geldengrabe ruht. Willst du mir ein wenig helfen und beistehen in all der großen Not, Tosia?“

„Eva!“ rief Tosia gequält und erschüttert zum dritten Male, „Eva, kann es denn sein? Ist denn das unumstößlich wahr, was du sagst?“

Erschöpft setzte die junge Frau sich in einen Sessel. Dumpf sprach sie vor sich hin:

„Es ist kein Zweifel und keine Hoffnung. Sein Hauptmann hat es mir geschrieben. In nicht dagewesener Tapferkeit ist er mit seinem Regiment vorgestürzt, Vaterlandslieder auf den begeisterten Lippen. Und da trafen ihn die Kugeln, ich weiß nicht, wie viele. . . . Nun soll ich kommen . . . ein paar Tage werden seine Qualen noch dauern . . . er verlangt nach mir . . . o Tosia, ich fürchte mich ja so namenlos davor, ich kann das ja nicht ertragen!“ schrie sie in wahnsinnigem Jammer auf.

Mit Anspannung aller ihrer Kraft kämpfte Tosia ihre eigene Erregung, den eigenen Kummer nieder. Denn auch sie verlor ja in Evas Mann einen treuen, selbstlosen Freund und Verräter, auch ihr zerriß es das Herz, der lieben Freundin Glück zerstört zu sehen.

Aber eine Mission trat an sie heran, wie sie heiliger nicht gedacht werden konnte. Die Aufgabe, die der liebe Gott ihr zumah, sollte sie an ihrem Plage finden.

„Evchen,“ sagte sie sanft, der Freundin Hände umfassend, „mein armes, armes Evchen dul Wie Furchtbares legt der liebe Gott dir auf! Aber du darfst nicht schwach sein, darfst nicht zusammenbrechen. Gerade jetzt mußt du ja deine ganze Kraft zusammennehmen. Du wirst doch deinen lieben Georg nicht vergeblich nach dir rufen lassen?“

Dieses Wort und seine heiße, innige Eindringlichkeit verfehlten ihre Wirkung nicht.

Gleichsam horchend richtete Eva den zusammengesunkenen Körper auf.

Wie? Ihr Georg, ihr heißgeliebter Mann rief, und sie wollte dem Rufe, dem Rufe eines Sterbenden! — nicht folgen?! Sie wollte sich auflehnen gegen die Wege, die Gott ihr zu gehen befahl?

Hatte sie denn nicht vorher, hier an dieser selben Stelle, alles mit Georg besprochen und ihm und sich und Gott das heilige Gelöbniß abgelegt, jedes Schicksal, wie es auch kommen möge, tapfer auf sich zu nehmen?

Mit einem Ruck, der die Rückkehr zu alter Kraft verhieß, stand sie auf.

„Gast recht, Tosia, ich will keine Memme sein“, sagte sie rauh. „Ich war ja von vornherein auf alles gefaßt. Im ersten Augenblick überwältigt es einen nur so, weißt du? Komm, hilf mir! Hilf mir bei der Reise und hilf mir, daß ich nicht wieder schwach werde. Willst du mich begleiten, Tosia? Willst du mir diesen Freundschaftsdienst erweisen und bei mir sein in diesen bitter-, bitterschweren Tagen?“

Fest lagen ihre Hände ineinander. Und die Sprache von Tosias Augen besiegelte das Gelübde.

Dann redeten sie mit heiseren Stimmen, in die kein Schwanken kommen durfte, gerade vor sich hinsehend, wo ihr geistiges Auge den harten Weg, den es zu gehen galt, erkannte, von dem, was nun zunächst zu tun sei.

Wie aus den Berichten des Hauptmanns und des Arztes hervorging, war Pastor Selter in ein Stappenlazarett verbracht worden. Nun galt es, die Reise dorthin in die Wege zu leiten. Wieder hieß es, sich ans Generalkommando wenden.

Welch eine seltsame Fügung das doch war! Wieder stand Tosia an Stelle der Auskunftsheischenden am Telephon. Nur mit dem Unterschied, daß gestern der Jubel, heute das Leid dieselben unfähig machte, die Verhandlung selbst zu führen.

Und wieder wickelte sich alles glatt ab. Heute abend konnte man reisen.

„Ob wir Verta mitnehmen?“ erwog Eva. „Sie würde Georg mit so besonderer Hingebung pflegen.“

Doch davon riet Tosia ab.

„Was die gewiß sehr geübte Schwester dort zu tun übrigläßt, wirst du ja selbst dir nicht nehmen lassen wollen. . . . Und nun, ade, mein Evchen! Ich muß ja mit Mutter auch noch allerlei besprechen. Heute nachmittag schickst du dann Georginchen mit dem Mädchen zu uns. Mutti wird dein Kind in der Zeit wie ihren Augapfel hüten, das weiß ich. . . .“ Innig umschloß sie die

junge Frau. „Und nicht nachdenken, Eva, hörst du wohl? Immerzu arbeiten und schaffen oder mit Puckelmuckeln spielen, aber keinen Augenblick müßig sein! Ich hole dich dann rechtzeitig mit einer Droschke ab.“

Sie eilte davon, und Eva befolgte tapfer die erteilten Lehren.

Nach in der Folge zeigte sie sich allem gewachsen. Sie überstand die beschwerliche Reise und nahm sogar Anteil an dem bewegten Leben, das sich um sie herum zu entfalten begann, je mehr sie sich dem Kriegsgebiet näherten.

Das Gewimmel der Soldaten nahm zu, der grauen Militär- und buntscheckigen Lastautos, Brauereiwagen aus München, Wertheimwagen aus Berlin, Maschinenfabriken aus Dresden — kurz, ganz Deutschland war auf dem Wege zur Front mit seinen Lastautos vertreten. Denn gleich bei Ausbruch des Krieges hatte die Seeresverwaltung sie eingezogen, wie auch die kriegstauglichen Pferde.

Die boten dem Zuschauer stets ein unbeschreiblich rührendes Bild. Diese langen, langen Züge, immer zu dreien zusammengekoppelter Pferde, nackt und bloß, ohne Baum, nur an einer Halsstrenge geführt. Und Betrachtungen darüber drängten ungewollt sich auf, aus welchem Stalle sie stammen mochten? Wer vielleicht, als man gerade dieses oder jenes fortgeführt, dadurch seines besten, womöglich einzigen Freundes beraubt wurde? Und welchem Schicksal mochten alle diese zahllosen Fische und Brauen und Rappen entgegengehen?

Die Bahnhöfe waren überfüllt von Truppentransporten, Lazarettzügen und Sanitätspersonal, die Landstraßen gedrängt, schwarz von Bagagen und Munitionskolonnen. Überall gab es neue Bilder, die wohlthätig die Gedanken ablenkten.

Tosia bot alles auf, damit die Reise nicht gar zu schweigsam verlief. Denn Eva sollte sich um keinen Preis allzu düsteren Gedanken hingeben. So erzählte sie im Laufe der Zeit auch von Rose-Marie. Und es war

rührend, wie innig und selbstlos Eva sich an dem Glücksfall, den die andere betroffen, zu freuen vermochte. Nicht ein Schatten von Neid fiel in ihre mit dem Schwersten abschließende Seele.

Endlich war man an Ort und Stelle angelangt. Ein Offizier übernahm die Führung der Damen zu dem mit der Roten-Kreuz-Fahne gekennzeichneten Lazarett.

Mit schmerzhaftem Druck faßte Eva Tosias Hand. „Ich will dich allein mit ihm lassen“, sagte diese, mit sanftem Versuch, sich zu lösen.

Aber Eva flehte:

„Nein, bleibe bei mir! Glaube mir, es ist gut. Ich muß mich mehr zusammenehmen in deiner Gegenwart.“

Der Offizier rief die Schwester herbei. Die wußte ohne weitere Erklärungen sofort Bescheid.

„Der Herr Leutnant erwartet Sie schon seit Stunden. Gehen Sie ruhig hinein, aber regen Sie ihn so wenig wie möglich auf.“

Hand in Hand traten die Freundinnen in das vom bleigrauen Winterhimmel schlecht erhellte Zimmerchen.

Ein einziges, freistehendes Bett, ein Lehnstuhl für die nachwachende Schwester und ein Tisch, auf dem der zerbeulte Helm stand, bildeten die ganze Ausstattung.

Tosia blieb neben der Tür stehen, die sich nicht im Gesichtsfeld des Krankenlagers befand.

Aufrecht durchschritt Eva die kleine Stube, ein zärtliches Lächeln auf den entfärbten Lippen.

„Da bin ich, Georg“, flüsterte sie und beugte sich über die Bettstatt. „Aber was machst du denn für Geschichten, du Böser?“

Pastor Sella nahm Evas Hände in die seinen, die wie Feuer glühten. Und so kraftlos der Druck auch war, wie hingefällt sank Eva in die Arme.

„Georg!“ hauchte sie, von der Not ihrer Liebe überwältigt, und preßte ihre kalten Lippen auf seine Hände, „Georg!“

Und die armen, zerschossenen Stimmbänder, die zerstörte Zunge mühten sich in tonlosem, feuchendem Flüstern:

„Gott ewig Dank, daß du da bist, mein Ewchen! Es war ja so notwendig, daß ich dich noch einmal sprach, bevor ich scheide.“

Aus den heißen Augen mühsam die Tränen bannend, erwiderte die junge Frau den verschleierten und doch leuchtenden Blick des geliebten Mannes.

„Du wirst wieder gesund werden, Georg, die Kunst der Ärzte ist ja so groß“, murmelte sie zuversichtlich, die Wange gegen seine Schläfe pressend.

„Nein, mein Liebling, das ist ausgeschlossen. Goffe nicht darauf, denn sichere Enttäuschung mußt du dann erleiden. Sei mein tapferes, kleines Weib . . . mein Ewchen. Daß uns dem gnädigen Gott dankbar sein für die Jahre hohen Glückes, die er uns geschenkt hat, und nimm mutig das kommende, voraussichtlich noch lange Leben auf dich.“

Eine lastende Pause trat ein. Atemlos lauschte Eva. Endlich raunte er weiter:

„Erhalte deine Gesundheit, deinen Frohsinn, deine Frische für unser kleines Mädchen und für das Kindchen, das Gott dir nach meinem Heimgang in die Arme legen wird. Vielleicht ist es ein Sohn, der dir an meiner Statt zur Stütze deines Alters werden möge . . .“

Mit geschlossenen Augen lehnte der junge Geistliche sich tiefer in die Kissen zurück. Eine schwere Erschöpfung drohte ihn zu überwältigen. Aber noch durfte er nicht erliegen. Noch war zu viel zu sagen, als daß er dem verwüsteten Leib schon die ewige Ruhe hätte gönnen dürfen.

Evas Hände spürten einen innigen Druck, und mit Aufbietung aller seiner Kraft fuhr der Sterbende fort:

„ . . . erziehe die Kinder in Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Treue und Ehrerbietung für ihre Mutter. Laß sie aufwachsen in liebender Erinnerung an ihren Vater und an die große, heilige Sache, für die er sein

Leben dahingegeben hat. Und du, mein Ewchen, laß keinen Jammer und keine Erbitterung in dir auskommen darüber, daß es mich hinaustrieb aus dem trauten Schutze unseres Heims in die Reihen derer, die mit der Waffe in der Hand für Kaiser und Reich kämpfen. Ich mußte . . . ich konnte nicht anders! Es war von Gott dem Herrn wohl so für uns bestimmt. So wollen wir uns denn in Demut nun unter seine Hand beugen. . . .

Und nun möchte ich ruhen. Willst du ein wenig bei mir bleiben und mir deine liebe Hand solange lassen?“

Eva nickte wortlos. Keinen Laut hätte sie von sich zu geben vermocht — — — es hätte denn ein Hinschreien ihres Leids sein dürfen in alle Winde. Regungslos, und ob ihr die unbequeme Stellung auch mit der Zeit zur Qual ward, verharrte sie neben seinem Lager auf den Knien und hütete seinen unruhigen Schlummer. . . .

Längst hatte Tofia lautlos das kleine Zimmer verlassen.

Wenn auch keine Silbe, die sich der armen, zerschossenen Kehle entrang, an ihr Ohr gedrungen war, so fühlte sie doch, daß ein dritter die heilige Zweifamkeit dieser Abschiedsstunde nicht entweihen durfte.

Eine herzbeckenmende Noth trieb sie durch die wenigen Straßen der kleinen Barackenstadt. Ach, daß man nicht helfen, daß man nichts, nichts tun konnte! Daß das grausame Geschick ungehindert seinen Lauf nahm . . .

Und wieder stand sie vor dem langgestreckten, niederen Lazarettgebäude. Schon war der kurze Dezembertag dem Abend gewichen. Brennenden Auges starrte sie auf die matt erleuchteten Fenster. Hinter jedem faß kämpfte ein blühendes Leben seinen letzten Kampf. Wie schwer mochte es manchem werden, aus der schönen Welt zu scheiden! Doch nein! Die Schwester, mit der sie vorherhin gesprochen, hatte ja gesagt: jeder stirbt leuchtenden Auges als ein Held!

Ja, deutsche Männer. . . .

Lofia trat ins Haus und legte ihr Ohr lauschend an die Thür. Da vernahm sie Evas fröhlich dahinplätschernde Stimme und ihr silberhelles, gedämpftes Lachen.

Hochauf schlug Lofias Herz. Sollte es soviel besser gehen . . . oder hatte Eva sich übermenschlich in der Gewalt?

Behutsam drückte sie auf die Klinke.

„Bist du es, Lofia? Komm nur herein! Georg freut sich so, dich zu sehen.“

Lofia kam auf den Fußspitzen näher. Aber nur mit Mühe vermochte sie einen Ausruf des Entsetzens zu unterdrücken. Großer Gott, was war aus dem Manne geworden?!

Still reichten sie sich die Hände und lächelten sich mühselig zu. Und in dem flehenden Blick, den der junge Geistliche von ihr zu Eva schickte, lag die inbrünstige Bitte beschlossen: „Bleibe ihr treu! Hilf ihr!“

Und Lofia nahm noch einmal wortlos mit festem Druck seine Hände. Und er fühlte, daß es ein Schwur war, daß Lofia hundertfältig seine ihr erwiesene Freundschaft an seinem jungen Weibe vergelten werde.

„Ich habe Georg schon alle Heldentaten von unserem Buchemudelfchen erzählt! Wie goldig ihr Plappermäulchen den ganzen Tag geht, wie niedlich sie jetzt ‚Papa‘ sagt!“ schwatzte Eva ganz in ihrer alten, frohsinnigen Art. „Und von unserer Backerei im Schloß! Und haarlein jedes Wort, was diese himmlischen Königlichen Hoheiten zu mir und dir gesagt haben! Und von meinen verunglückten Kriegsmehlkringeln. — — — Aber eine ganze Schachtel von den gut geratenen habe ich doch mitgebracht. Darf ich sie holen, Georg?“ Und als er ihr beglückt zunickte, nahm sie Lofia beim Arm: „Komm, Lofia!“

Weiter ging sie aus der Thür.

Aber draußen taumelte sie gegen die Wand.

„Es geht zu Ende!“ lispelte sie mit verzerrtem Gesicht. „Eine so entsetzliche Veränderung ist während des Schlafens eingetreten . . .“

„So mußt du ihm die letzten Stunden so schön wie möglich machen, Evchen. Du warst ja auch schon so tapfer im Buge. Wie sah er glücklich und froh aus — —“

Mit kaum zu beherrschendem Wehen packte Lofia die Schachtel mit den Kringeln aus.

„ . . . und ein Adventsbäumchen habe ich mitgebracht. Ich dachte, es dürfte nicht fehlen und könnte ihm eine letzte Freude sein.“

Vorsichtig nahm sie das winzige, mit Wachslichtchen besteckte Tännchen aus einem Kasten.

„Wie gut du bist,“ stammelte Eva gerührt, „wie du an alles gedacht hast . . .“

„Wozu wäre ich denn sonst da?“ entgegnete sie schlicht und gab der jungen Frau einen herzlichen Kuß. „Nun nur durchhalten, Evchen . . .“

Ein Licht nach dem andern flammte unter ihren zitternden Händen auf. Dann betraten sie wieder das Krankenzimmer.

Beim Anblick des Bäumchens brach ein glücklich-fragender Strahl aus den Augen des Todgeweihten.

„Seute ist zweiter Advent“, erklärte Eva, wieder neben ihres Mannes Bett niederknien, während Lofia sorglich das Bäumchen auf den Tisch stellte. „Lofia ist es immer so gewohnt an den Adventsonntagen. Ist es nicht ein lieber, reizender Brauch, Georg? Weißt du, zum erstenmal lernte ich ihn in der Pension kennen, als Lofia eins am Krankenlager von Rose-Marie ansteckte. Oh! Und da sangen wir ganz verkehrt: ‚Vom Himmel hoch, da komm ich her‘. Erinnerst du dich, Lofia?“

Und ob sie sich erinnerte! Eine wehmütig-fröhliche Erinnerung war es bisher gewesen. Von jetzt an aber würde sie kein Adventbäumchen mehr ohne Tränen sehen können.

„Eigentlich gehört ja Gesang dazu“, fuhr Eva mit herzbewegender Innigkeit fort. „Sollen wir ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ singen, Georg? Du liebst es ja so sehr.“

Er nickte, die Augen nicht von ihr lassend, in die mehr und mehr ein Schein der Verklärung trat.

„Ja, mein Evchen, ja! Singe! Singe dein Leben lang! Freudiger als du es jetzt tust, wo hinter lächelnden Lippen dir das Herz in Stücke bricht . . .“

Hatte sein Mund die Worte wirklich geformt? Hatte er sie nur gedacht?

Wie Sphärenmusik durchflutete ihn der weihevollen, sanft gedämpfte Zweiklang des alten, trauten Liedes. Himmelsportalen taten sich weit und golden vor ihm auf. . . .

„ . . . mein tapferes Evchen. . . Gott segne dich. . .“

Zur Seite neigte sich sein Haupt. Ein Held hatte seinen edlen Geist ausgehaucht, hatte freudig Weib und Kind verlassen — fürs Vaterland!

Der süße Sang zerflatterte. In stammelndem, lautlosem Gebet lag der jungen Witwe Stirn auf den gefalteten, erkaltenden Händen. . . .

Knisternd, mit zartem Duft, verlöschten die Kerzen.

Und von fern, fernher gab eine alte Soldatenweise der himmelaufsteigenden Seele das Geleit:

„So leb' denn wohl, du einzig Heißgeliebte,  
Der Abschied fällt mir schwerer als der Tod!  
Und noch ein Kuß von dir, du Heißgeliebte,  
Erinnert mich an jenes Morgenrot. . . .“

## 15. Kapitel.

Nach achttägiger Abwesenheit trat Rose-Marie eines Abends in das Eschenhorst'sche Wohnzimmer, wo Tonia und ihre Mutter in recht bedrückter Stimmung bei Handarbeit, Zeitungslektüre und Kartenstudium beieinander saßen.

So rosig war das Aussehen der jungen Frau, so strahlend ihre Augen, wie noch nie, solange auch Tonia sie kannte. Und ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, erst nach anderem zu fragen, ehe sie von sich selbst und ihren Angelegenheiten sprach, dachte sie nichts anderes, als an ihr eigenes, wundervolles Erleben.

So viel redete und erzählte sie, wie sonst in Wochen nicht.

„Ihr hättet nur Dofz sehen sollen mit einem dicken, dicken Bart und einem kaffeebraunen Gesicht! Kaum zum Wiedererkennen. Er mußte ihn s-pornf-treichs abrastieren lassen. Und in manchen Augenblicken sah er so finster drein, als s-tünden alle Schrecknisse der Schlacht vor seinen Augen. Wie unbeschreiblich Gräßliches müssen doch die Männer alle erleben und durchmachen. . . .“

Daß er nicht zum Regiment zurückkommt, ist ihm natürlich gar nicht recht. Er s-tellt sich an, sage ich euch! Aber ich habe ihn ausgelacht. Ja, wirklich, das habe ich getan! Und eine lange S-trafpredigt habe ich ihm gehalten, worüber er grenzenlos ers-taunt war. Ich habe versucht, ihm klarzumachen, daß im Totgeschossenwerden doch nicht das einzige Heil des Vaterlandes liegt. . . .

Und denkt euch, dann haben wir eine rasende Autofahrt gemacht und unser Häuschen besucht. Freilich sah alles recht traurig aus. So tot und öde und vieles un-

wiederbringlich zerstört. Wie die Vandalen haben die Franzosen gehaust. Aber wir waren doch überglücklich, als wir wieder in unserem lieben, lieben Eigentum standen.

Übrigens hatte Dolf auch gerade einen Brief aus Lubowo von seiner Mutter erhalten. Den mußt du lesen, Tofia; bei deiner Zuneigung für Tante Adolfine wird er dich besonders interessieren — — — ich kann mir nicht helfen, für 'interessieren' finde ich kein passendes Wort, wenn ich auch noch so stark dahinter her bin, die Fremdwörter auszurotten!

Dolf läßt auch tausendmal grüßen. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie lieb und einzig er war! Goldene, goldene Tage sind es gewesen. Ich bin Gott so dankbar dafür. . . .

Gattet ihr inzwischen auch gute Nachrichten? Hat Onkel Bernhard geschrieben? Und was macht Eva mit ihrem Georginchen? Und der liebe Pastor Sella? Nachdem ich mich nun mehr als gründlich ausgeprochen habe . . . verzeiht, bitte, diesen Ego . . . das heißt diese Selbstsucht! — möchte ich nun auch alles, alles wissen, was hier inzwischen vorgegangen ist."

Diesem Augenblick hatten Frau Eschenhorst und Tofia schon lange angstvoll entgegengesehen. Tofia neigte sich noch eifriger über ihre Arbeit, während ihre Mutter nach vorbereitenden Worten suchte. In diese glückselige Stimmung Rose-Maries mit der Trauerkunde einzufallen, erschien doppelt schwer.

"Warum zerstörst du denn eigentlich mutwillig deinen reizenden, schwarzen Samthut, Tofia?" begann Rose-Marie von neuem, als die Majorin doch nicht so ganz schnell Worte fand, um über das geschehene Unglück zu sprechen. "Soll etwa dieses schwarze Band drauf? Das wird aber trübselig. Tante Sascha, leidest du das? Schnell, Tofia, stecke die hübsche, weiße Feder sofort wieder an die alte Stelle."

Silflos sah Tofia zur Mutter hinüber.

"Tofia braucht den schwarzen Hut leider morgen zu einem Begräbniß", sagte Frau Eschenhorst mit schwankender Stimme.

"Ohh!" machte die junge Frau teilnahmsvoll, "ist jemand in euerm näheren Bekanntenkreis gestorben?"

Tofia brannte das Herz. Zu frisch war noch das Leid der jüngst verflorenen Tage in ihr. Tränen rannen über ihre Wangen.

Bestürzt blickte Rose-Marie von einer zur anderen.

"Oh, so nahe geht es euch?! Großer Gott, es ist — — — ist doch nicht — — — Georginchen?!"

Trübe schüttelte Frau Eschenhorst den Kopf, während Tofia die weinenden Augen in den Händen verbarg.

"Georginchen nicht! Aber, ach, Kind, es wird dich ja auch so tief schmerzen. . . . Georginchens Vater!"

Nun war es heraus. Tofia schluchzte haltlos.

Geisterbleich, von Entsetzen gelähmt, stammelte Rose-Marie:

"Pastor Sella?" und wieder in banger Ungläubigkeit: ". . . Pastor Sella?! Ja, der ist doch . . . ist doch . . . im Krieg . . ."

"Fünf Kugeln haben ihn getroffen!" brach es nun mit elementarer Gewalt aus Tofia hervor, während die Tränen unaufhaltsam über ihr Antlitz strömten. "Durch die Kehle und durch die Lunge und . . . o Rosemie, es war unbeschreiblich furchtbar! Sonntag ist er gestorben, und heute ist die Leiche hierhergebracht worden. Bei den Kriegergräbern soll er beigelegt werden, da er ja nun doch nicht an Ort und Stelle ruhen kann, wo er gefallen ist. Das würde er sich ja am meisten gewünscht haben, meint Eva."

"Eva . . . Eva . . ." murmelte die junge Frau, ". . . wie trägt sie es, die Arme, Arme —?"

"Sie ist so tapfer", sagte Frau Eschenhorst warm. Und Tofia:

"Sie will sich nicht unterliegen lassen, sagt sie. O Rosemie, ein solches Glück ist ja zerstört! Sie hat ihn unsäglich geliebt. Aber sie hat ihm ja fest versprochen,

daß sie mit ihren Kindern kein trauriges Dasein führen will. Ach, ein so wundervolles, heiliges Sterben war es, sage ich dir . . . .“

Und nun erzählte Tofia der geliebten Vertrauten stoßweise den Verlauf der traurigen, seelenerlöschenden Tage. Das erleichterte ihr Herz etwas, und man beratschlagte in der Folge gemeinsam auch über die nächste Zeit.

Rose-Marie wollte Eva anbieten, fürs erste zu ihr zu ziehen, um ihr die Wucht des Alleinseins erträglicher zu machen. Denn Evas Mutter konnte nicht kommen, da sie an einem schweren Gallenleiden daniederlag. Den heiligen Abend wollte man dann ganz still gemeinsam bei Eschenhorsts verbringen. Mit einem kleinen Baum, Georginchen zuliebe.

Endlich trieb Frau Eschenhorst zur Ruhe, des morgigen Tages wegen, der noch viel Kräfte forderte. Man trennte sich mit dem innigen Gefühl, nur noch fester in diesen trüben Zeiten zusammenhalten zu müssen.

Beim Scheine der elektrischen Lampe — einer neuen Errungenschaft, da man von der amerikanischen Petroleumzufuhr abgeschnitten war, und die galizischen Petroleumquellen sich leider in russischen Händen befanden — las Tofia noch den Brief ihrer lieben Tante Adolfine, der sie lebhaft in ihre schönen, unvergessenen Kinder- und Päckischjahre zurückversetzte.

Mit der etwas ungelentken Handschrift stand da auf altmodischen Bogen, bei deren Anblick man förmlich einen feinen Lavendelduft zu spüren meinte:

„Mein lieber Sohn!

Lange Briefe sind ja im allgemeinen nicht meine Sache. Ich habe Dir meine Zuneigung — mündlich oder schriftlich — immer kurz und bündig zu fühlen und verstehen gegeben. Aber heute fühle ich mich doch gedrungen, einen richtigen großen Briefbogen aus Großmutter's geschätzter Eichentruhe, worin ich ja alle „unnützen“ und selten gebrauchten Dinge aufzubewahren pflege, zu

nehmen. Denn aus meinem eigenen Munde bist Du, als zukünftiger Herr und Erbe auf Lubowo, hören, was wohl verlohnt, dereinst in der alten Chronik aufgenommen zu werden. Und nach meinem Grundsatz: „Was Du tun willst, das tue bald!“ (weiß man doch nie, wie viele Lebenstage Gott der Herr einem noch bestimmt hat!), will ich mich denn gleich mal an das schwierige Werk der Berichterstattung und Geschichtsschreibung heranzumachen.

Mein lieber Sohn! Was soll ich Dir sagen! Als alles glücklich vorbei war, haben wir in der Kirche einen gemeinsamen Dankgottesdienst gehalten. Beide Pastöre, unser alter, lieber evangelischer, und der junge katholische Heißsporn, standen einträchtig zusammen vor dem Altar, und um sie herum kniete die bunt gemischte Gemeinde. Und ich habe dem lieben Gott ein Gelöbniß gemacht für eine neue Kirchenglocke mit weithin schallendem, ehernem Ton, die den säumigen Kirchgängern und Christen tüchtig ans Gewissen pochen soll, wenn der unselige Krieg erst mal glücklich beendet ist. Und da ich gerade beim Geloben war und ganz gerührt in den Anblick der beiden friedfertigen Pastöre versunken, dachte ich, daß es auch nichts schaden könne, gleich dem lieben Gott auch etwas für Deine gesunde Heimkehr anzutragen.

Nun weiß ich ja sehr wohl, mein lieber Sohn, daß es dafür überhaupt keinen Preis gibt, daß nichts in der Welt das Glied aufwiegen könnte, wenn Du, mein Junge, mir gesund zurückgegeben würdest, aber ich dachte so in meinem Sinn, daß ein kleiner, guter Vorsatz nicht schaden könne. Und deshalb teile ich ihn Dir auch mit, daß, falls mir was Menschliches zustossen sollte, Du die Ausführung übernimmst. Denn es wäre mir recht peinlich, als wortbrüchig vor dem lieben Gott dazustehen.

Also, wie gesagt, ich dachte beim Anblick der Pastöre, daß es dem einen durch sein Strohdach hindurch auf seinen heißspornigen Kopf regnet und schneit, und daß der arme Alte seine Anfänge von Gicht und Rheumatismus wahrscheinlich dem scheußlichen Schwamm in

Keller seines Pfarrhauses zu verdanken hat. Und do setzte ich denn diesem ein schönes, neues Ziegelbad aufs Haupt und jenem einen ausgeziegelten Keller unter die Füße.

Du wunderst Dich gewiß, mein lieber Sohn, wieso ich so verschwenderisch mit Ziegeln umgehe, wo sie doch in unserer Gegend recht rar sind und erst für schweres Geld per Bahn herbeigeschafft werden müssen. Aber paß mal auf: Durch die eigentliche Chronikgeschichte, die, wie ich mit Schrecken sehe, ja noch gar nicht geschrieben ist, obgleich der Brief schon länger ist, als ich je in meinem Leben einen schrieb, habe ich, oder vielmehr die schwachsinnige Hühnerjule, die wunderschönste Ziegeltonerde auf Lubowoer Grund und Boden entdeckt, womit sie, nämlich die Jule, die größte Tat ihres Lebens vollbracht und damit das Anrecht auf ein lebenslängliches Gnadenbrot erwirkt hat. Denn ich hoffe, von einer schmundhaften Ziegelei wird es — das Gnadenbrot —, und nicht zu knapp, abfallen.

Mein lieber Sohn, aber nun denke Dir mal an, in was für Bredouillen sich Deine alte Mutter befunden hat.

Eines Tages telephonierte das Postfräulein vom benachbarten Więcznikowo, sie hätte soeben durchs Telephon gräßliche Hilfeschreie gehört, ein grauenhaftes Gepolter und Geschleße, und da müßten unbedingt in der weiteren Nachbarschaft Russen eingebrochen sein.

Nun hatte man ja im Anfang des Krieges, und nachdem man gesehen hat, wie das arme Ostpreußen heimgesucht und von diesen wilden Horden überschwemmt worden ist, wohl auch, und zwar vernünftigerweise, mit solchen Möglichkeiten gerechnet. Auch tauchte in dem dummen Volk immer wieder ein solches Gemunkel auf, obgleich es doch schien, als ob wir hier, nun nach so vielen Monaten, wirklich ungefährdet bleiben würden. Aber, wie das so ist. Durch ewiges Getuschel und Geschwäg wird man schließlich — namentlich in diesen Zeiten, wo selbst die stärksten Nerven etwas gelitten haben — mürrisch.

Ich überlegte eine Weile, was im schlimmsten Falle alles zu tun sei. Denn vernünftigerweise waren ja gleich im Anfang des Krieges von uns die erdenklichsten Vorbereitungen getroffen. Ich mochte und mochte aber gar nicht an die Wahrheit der Sache glauben und rief die Postmamsell noch mal an. Da kreischte sie rein: „Sie kommen, sie kommen, ich rette mich!“ — hängt weg und reagiert auf all mein Beklingel nicht mehr.

Na, denke ich, nu aber doll! Wenn die Russen schon in Więcznikowo sind, heißt's doch, sich ein bißel spüten.

Ich trommle also die ganzen Hofleute zusammen und bereite sie ruhig auf die etwaige Gefahr vor. Ich gebe den Befehl, alles Vieh loszukoppeln und bestimme zwei Mann, die sämtliche Stalltüren öffnen müssen, sowie etwa ein Bombardement losgeht oder ein Brand ausbricht. Ich lasse die Feuerspritze herausziehen und alles zum Löschen fertigmachen. Ich verbiete strengstens, den Kirchturm zu besteigen, die Glocke zu läuten oder sonst irgendwelche Zeichen zu geben. Ich untersage bei schweren Strafen Schnapsgenuß sowie jeden Waffengebrauch und heiße jeden, der etwa ein Gewehr besitzt, es bei mir abzuliefern. Schließlich sagte ich, sie sollten nun heimgehen, ihr Haus bestellen. Wer wolle, könne dann wieder hierherkommen und auch die Nacht im Schloß verbringen.

Na, da schrammten sie denn ab. Ich war froh, denn mir blieb ja auch noch viel zu tun. Mit unserm Diener Friedrich, der alten, treuen Seele, hatte ich schon gleich bei Kriegsausbruch alle Kostbarkeiten, Erbstücke, Kirchenbücher, Chroniken usw. in kleine Kisten gepackt. Die brachten wir nun teils in den Keller in schon vorbereitete Löcher, die wieder mit Steinen und leeren, alten Kisten ausgefüllt und zugedeckt wurden, teils an eine entlegene Stelle des Parks. Der Sturm heulte und peitschte Schnee und Regen durch die Luft. Ich sage Dir, es kam mir vor, als erlebte ich ein Kapitel aus dem tollsten Kriminalroman. Wie wir da im Schweiß unseres An-

gesichts beim flackernden Licht einer elenden Stallaterne unsere geheimnisvolle Arbeit vollbrachten. Aber wir wagten es nicht, uns von dem langfingerigen, polnischen Gesindel helfen zu lassen.

Endlich war die letzte Kiste vergraben, und wir kehrten ins Haus zurück.

Dort hatte sich schon eine ganze Portion Hof- und Dorfleute mit Rind und Regel eingefunden. Wie die verängstigten Gühner drückten sie sich in der dunklen Halle zusammen. Denn das war ja nun ein rechtes Kreuz; wir besaßen kein Petroleum.

Die Mamsell und die Küchenmädchen mußten nun den ganzen Kerzenvorrat herbeischaffen — (aber was sich so Marjellen bei brenzligen Gelegenheiten anstellen können, das geht auf keine Ruhhaut!). In Flaschenhälfe steckten wir die Dichte und 'beleuchteten' damit sämtliche Räume. Eine Düsternis war's, daß dabei die Russen selbst mich noch für ein schönes, junges Mädchen gehalten hätten!!!

Einen besonders feinen Trick hatte ich mir auch noch für die Gewehre ausgedacht. Vaters Schrank mit den Jagdgewehren wurde vernagelt, und diejenigen, die angstschlotternd eins mitbrachten (denn die Filous wissen wohl, daß sie keins haben dürfen, und daß man hinter jedem eine stattliche Zahl gewilderter Gäschen und Rebhühner wittert!), wurden auch zu Kerzenhaltern verwendet, so daß die Russen gleich sehen mußten, daß nichts Böses damit im Schilde geführt wurde.

Mein lieber Sohn, was soll ich Dir sagen. Die Russen kamen nicht!! Hindenburg und unsere herrlichen Feldgrauen hielten viel zu gute Wacht. Aber in die Chronik (die ich vorsichtshalber man lieber im Keller lassen will) müssen dereinst Lubowos 'Russentage' doch aufgenommen werden. Und wie gesagt, die Kirchenglocke und die Pastöre möchte ich Dir hierdurch gleich noch einmal warm ans Herz legen!

Und dabei fällt mir unsere Zukunftsziegelei wieder ein.

Das war eine tragikomische Sache, mein lieber Sohn. Als wir nun mit stiller Fassung, ausnahmsweise ganz nüchtern (honnei soit qui mal y pense!) und erbärmlich beleuchtet auf die Russen lauerten, fehlt in dem traulichen Kreise die Gühnerjule. Mir tat das arme, schwachsinnige Geschöpf leid, und ich ging persönlich auf die Suche nach ihr. Erfolglos.

Anderthalb Tage war sie verschwunden, und natürlich lief ein grauenhaftes Gemunkel durchs Dorf. Es gab hellseherische Weiber, denen Zules Geist schon erschien, und zwar mit abgehackten Weinen und abgebißener Nase, direktament aus dem Grabe raus.

Mein lieber Sohn, es war nicht so schlimm. Zwar kam sie aus einem Grabe, aber aus einem selbstgegrabenen, das sie sich in Schweiß und Mühe schon lange für etwaige 'Russentage' gegraben hatte. Sie sah gräßlich aus. Kostrot und halb verhungert. Nachdem wir sie mit Kaffee und Suppe aufgewärmt hatten, tat sie es nicht anders, die 'Pana(\*)' mußte ihr Versteck beaugenscheinigen. Sie führt mich in die 'Wüste', weist Du, den öden Landstrich hinter der Lammenschonung. Und da ist wahrhaftig dort, wo zu meinem Ärger nie was hat wachsen wollen, in der Tiefe die schönste Ziegelerde. Ob wir ihn 'Zule'- oder 'Russenschacht' taufen wollen, das überlasse ich Deiner Weisheit, mein lieber Sohn.

Gott segne und behüte Dich auf allen Deinen Wegen, mein lieber Sohn.

Lubowo, Anfang Dezember 1914.

Deine Mutter."

\*) Gnädige Frau.

## 16. Kapitel.

Woche auf Woche verging. Monate wurden daraus, und noch immer tobte der Krieg mit unerminderter Wut durch die Lande. Kein Ende war abzusehen. Im Gegenteil! Immer grimmiger verbissen die Gegner sich ineinander, immer erbitterter ward der Kampf.

Jede der Nationen war allgemach zu der Erkenntnis gelangt, daß Sein oder Nichtsein vom Ausgang des gewaltigen Ringens abhängt. Erst mit der Zeit mußte das den anderen Völkern aufgehen, was Deutschland von allem Anfang an gewußt. Deshalb hatte der friedliebende Kaiser und mit ihm alle deutsche Fürsten bis zum letzten Augenblick den entsetzlichen Krieg zu verhindern gesucht.

Aber nun, da England, Rußland und Frankreich einsehen gelernt hatten, daß es mit dem „Spaziergang nach Berlin“ doch nicht so einfach sei, daß das wundervolle Phantasiengebilde ihrer hohen „Kultur und Zivilisation“, das sie durch die Welt posaunt hatten, wie ihre Gurkhas und all die anderen wilden Stämme in Sansonci die Gärten des großen Königs verwüsten würden, nicht so leicht zur Wahrheit zu machen war, daß im Gegenteil die Kraft der farbigen Völker mitamt der ihrer edlen Mutterländer an dem Wall von Stahl und Eisen, den Deutschland aufgerichtet, zerschellte und verblutete, nun mußten diese an Schlechtigkeit einander würdigen Nationen einen „Sündenhammel“ haben. Und das war selbstverständlich Deutschland.

Alle Kabel wurden in Bewegung gesetzt, alle Reporterfedern, bis zum kleinsten Winkelblatt herunter, und das „kriegslüsterne Deutschland, das gewissenlos diesen Krieg vom Zaun gebrochen und aus Eroberungssucht Millionen von Menschenleben und Existenzen vernichtet“, mit Gift und Geißer besprüht.

Sozusagen wehrlos mußte Deutschland dem zusehen, denn die Presse und Meinung fast der ganzen Welt war von seinen Gegnern erkaufte. Nur seine Taten vermochten gegen dieses Lügengewebe anzukämpfen, und nach und nach würde es diesen ja schließlich doch gelingen, die Wahrheit glänzend ans Licht zu bringen.

Ja, die Laten redeten! Und die beispiellose Hingabe, der geschlossene Wille des ganzen Volkes, durchzuhalten bis zum endgültigen Sieg und ehrenvollen Frieden, blieb über alle Schrecken und allen Jammer bestehen.

Nach wie vor meldeten sich freiwillig junge und alte Männer zum Heeresdienst, Männer, die hervorragende Stellungen bekleideten und nun als „Gemeine“ mit hinaus wollten in Schlacht und Sieg. Nach wie vor drängten sich unerschöpfliche Reserven zu den Fahnen, während England und Frankreich unaufhörlich Not hatten und sogar Zwangsmaßregeln anwenden mußten, um die notwendigen Heere aufzubringen.

Nach wie vor hatte das als „armselig“ verspottete Deutschland Geld genug, um die ungeheuren Kosten des Krieges zu bestreiten, ja, es brachte das Geld leichter auf als seine Feinde. Nach wie vor waren Frauen, Greise und Kinder nicht verhungert, wie unsere Feinde es sich so hübsch und menschenfreundlich ausgedacht hatten.

Freilich, Mühe kostete es genug, um diesen schändlichen Plan zunichte zu machen und das Schreckgespenst des Hungers abzuwenden. Jeder einzelne mußte daran mitarbeiten. Ob er wollte oder nicht.

Leider gab es immer noch eine ganze Anzahl Unverständiger, die nicht wollten, die sich gegen alles Einsehen verschlossen. Die nicht nur in ihrer Vergnügungssucht und Puzsucht weiterlebten, sondern auch in ihrer gedankenlosen Verschwendungs- und Genußsucht.

Da schob nun die oberste Behörde einen Niegel vor: die Brotkarte war zur Tatsache geworden. Jeder Staatsbürger erhielt fortan nicht mehr Mehl und Brot,

als eine weise Verteilungskommission es pro Kopf ausgerechnet hatte. Vorratserhebungen wurden angestellt. Zahllose Damen stellten sich wiederum in den Dienst der guten Sache, gingen — was sicher keine angenehme Aufgabe war — von Wohnung zu Wohnung, um die vorhandenen Mengen an Mehl und Kartoffeln festzulegen.

„Strecken“ hieß die Parole. Das Mehl wurde „gestreckt“ durch öfteres Ausmahlen, als es bisher üblich und nötig gewesen, das Brot wurde „gestreckt“ durch Zusatz von Kartoffeln, und das sogenannte „K-Brot“, Kriegs- oder Kartoffelbrot, entstand. Weißbrot und Semmel durften an den meisten Orten nicht mehr gebacken werden. Kuchenbackverbote und Vorschriften entstanden, nicht nur für Bäckereien und Konditoreien, nein, an Festzeiten, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sogar für Privathaushalte.

Das Viehfutter wurde „gestreckt“ durch bisher unerkannte, zum mindesten nicht geachtete Zusätze. In den Haushaltungen durfte nichts mehr, selbst die Küchenabfälle nicht, umkommen und vergeudet werden. Sie dienten als Schweinefutter. Schier unglaubliche Erfindungen gingen mitunter aus den Laboratorien hervor; aber zu dem Rezept, wie man z. B. aus Stroh ein kräftiges Nahrungsmittel buk, brauchte man, gottlob, noch nicht zu greifen.

Jein „Kriegsgebote“, alle diese Dinge betreffend, waren aufgestellt worden. Die hingen in den Eisenbahnwagen und Gasthöfen, in Schulen und Markthallen, in öffentlichen und privaten Gebäuden.

O nein, am Verhungern war das deutsche Volk nicht, wenn auch naturgemäß alles teurer wurde, und an die Wohltätigkeit und Befreudigkeit des einzelnen sehr große Ansprüche gestellt wurden. Aber tat man das denn nicht gern? Legte man sich denn nicht mit Freuden wieder und wieder neue Entbehrungen auf, um helfen zu können?! Unsere Tapferen draußen mußten ja auch täglich erneut Leben und Gesundheit in die

Schanze schlagen, um dem teuren Vaterlande und uns die Schrecken des Krieges fernzuhalten.

Ja, das deutsche Volk ging durch eine gute Schule, in der es viel Nützliches für alle Zeiten lernte. Es entdeckte Werte, die ohne diesen Krieg bis in alle Ewigkeit geschlummert hätten, hob Schätze, die auf immerdar aufgehoben blieben wären.

Und so würde, wie all Ding seine zwei Seiten hat, auch dieser blutige, schreckensvolle Krieg nicht ohne Segen bleiben. . . .

Still, in dienendem Eifer lebten die Frauen dahin. Wohl oder übel hatte man sich in den Zustand unaufhörlich zehrender Sorge gefunden. Die Gedanken waren ein einziger Pendelschlag von Hoffen und Fürchten. Für jeden Tag, der verging, ohne schlimme Kunde gebracht zu haben, dankte man Gott inbrünstig.

Adolf Hohndorf verblieb einstweilen in seinem Kommando, und Rose-Marie kräftigte sich insfolgedessen zusehends. Daher auch nahm sie die Kunde von einer leichten Verwundung Kolfs viel ruhiger auf als Sofia, die im ersten Augenblick ganz aus dem Häuschen geriet. Und dann wieder, da Rose-Marie ihr gut zugesprochen und vernünftige Vorstellungen gemacht, wünschte sie, Kolf möchte „ein bißchen“ schwerer verwundet sein, damit er in die Heimat hätte kommen müssen. Nun wollte er „die paar Tage, die es dauern würde, um das Loch zuzuheilen“, hinter der Front bleiben.

Und innerlich murrte und zweifelte sie sogar ein wenig.

„Wenn Kolf mich wirklich so liebte, wie er tut und vorgibt, so hätte er diesen Anlaß benutzt und wäre hergekommen. Nach sechs Monaten würde ihm das wohl keiner verdacht haben. Aber wahrscheinlich ist ihm die Reise zu beschwerlich und des Opfers nicht wert.“

So steigerte sie sich in Groll und Erbitterung hinein und fühlte sich tief unglücklich, bis — — — ein Briefchen von dem heimlich Geschmähten eintraf, das sie recht beschämte.

„Meine Tofia,“ schrieb er, „Sie werden keinen Augenblick daran gezweifelt haben, daß ich, und wenn es auch nur für kurze Stunden hätte sein können, zu Ihnen geeilt wäre, um mir aus Ihren geliebten Augen ein wenig Sonnenschein zu holen. Aber ich mußte das harte Opfer einem Kameraden bringen, dessen Frau schwerkrank daniederliegt. Da es sich nur darum handelte, er oder ich, da einer von uns beiden unbedingt hierbleiben mußte, so durfte es kein Besinnen für mich geben.“

Vielleicht ist mir — oder darf ich sagen, uns? — ein andermal das Geschick gnädiger!

Lassen Sie sich die liebe, kleine Hand küssen von Ihrem

Rolf.“

Sofort setzte Tofia sich zur Antwort hin. Gar kein Besinnen gab es. Sie drehte und deutelte und wog auch nicht die Worte, sie dachte nicht darüber nach, wie dieses oder jenes klingen oder ausgelegt werden könnte. Nur einem einzigen Gefühl gab sie nach, dem Gefühl der Niedlichkeit, der immer der hervorstechendste Zug in ihrem Charakter gewesen war.

„Lieber Rolf!

Es ist schon wahr, daß jede Schuld sich auf Erden rächt und die Strafe ihr auf dem Fuße folgt. Meine Sünde ist zwar ‚nur‘ eine Gedankensünde, aber sie ist schwer genug. Oh, sehr schwer ist sie sogar. Denn ich habe Sie nicht nur der Säumigkeit angeklagt und an Ihrem guten Willen gezweifelt, sondern es in häßlichen Gedanken und Worten getan. Das werde ich mir lange nicht verzeihen können. Die Erkenntnis, daß die harte Kriegszeit noch immer meine alten Fehler nicht ganz ausgerottet hat, macht mich ganz traurig.

Meine einzige Entschuldigung — wenn es überhaupt eine geben kann — ist die meiner großen, großen Sorge um Sie und der bitteren Enttäuschung, daß Sie nun nicht kamen. Denn in diese Hoffnung hatte ich mich nämlich schnurstracks eingewiegt.

Von ganzer Seele wünsche ich Ihnen gute Genesung, und daß Sie nicht zu viel Schmerzen zu erleiden brauchen, lieber Rolf.

Verzeihen Sie, wenn Sie können, Ihrer unartigen Tofia!“

Überraschend schnell, durch seinen Aufenthalt im Lazarett hinter der Front erklärt, traf Rolfs Antwort ein.

„Meine kleine, böse, liebe Tofia!

Zwar müßte ich Sie eigentlich schelten und in strenge Strafe nehmen, z. B., daß Sie mir mindestens jede Woche einen sehr lieben Brief zu schreiben sich verpflichteten!!! Oh, und ich müßte sogar noch Besseres, aber ich sage es nicht! . . . Jedoch, da Sie sich selbst, scheint's, schon gehörig die Leviten gelesen haben, möchte ich Sie im Gegenteil bitten, sich nicht zu grämen. Ich habe so viel Liebes in Ihrem Briefchen gefunden, daß Ihre Schuld dadurch vollständig aufgewogen wird. Außerdem wissen Sie es ja, daß Sie mir mit all ihren kleinen Fehlern und Schwächen von jeher das liebste, beste . . . anbetungswürdigste Geschöpfchen unter der Sonne waren, sind und ewig bleiben werden!

In diesem Sinne Ihr

Rolf.“

In weiter, unsicherer Ferne lag also das Wiedersehen. Es hieß, weiter sich bescheiden, weiter hoffen und beten, wie man es mit glühender Inbrunst durch sechs Kriegsmonate hindurch gelernt hatte.

In der siebenten Abendstunde, als von allen Türmen gewaltig und ergreifend die Glocken den ungeheuren Sieg Hindenburgs in der Winterschlacht von Masuren verkündeten, ward Evas Sohn geboren.

„So steht der Tag doch nicht unter einem ganz unglücklichen Stern, du armes, vaterloses Waislein!“ lächelte Eva unter Tränen.

Es war ein prächtiges, kugelrundes Bübchen, bei dem Tofia, Rose-Marie und Berta Pate stehen mußten. Damit die Erinnerung daran, daß der Tag der Geburt

der des herrlichen Sieges gewesen war, nie verloren gehen könne, taufte Eva ihren Kriegsjungen auf den Namen: Georg-Majuro. Und der Standesbeamte hatte es auch schon längst aufgegeben, sich gegen die Eintragung des nirgends findbaren Namens aufzulehnen. Gehörten doch Kriegserinnerungsnamen wie „Gindenburgia“, „Tannenbergia“ usw. nicht mehr zu den Seltenheiten.

Tief schmerzlich war es Tofia, zu hören, daß in jenen stürmischen Siegestagen der junge Ehemann der Münchner Malerstochter gefallen war. Sie hatte die Liebe der beiden im Schutze der bairischen Berge entstehen sehen, die Trauung in der kleinen, abenddämmernden Dorfkirche an jenem unheilvollen, schwülen, letzten Julitag war von unbergeßlichem Eindruck auf sie geblieben. Nun hatte auch diesem jungen Glück der Herrgott schon ein Ziel gesetzt.

Vorbei, vorbei!

Oh, des unendlichen, nimmer zu stillenden Leids! Die Todesanzeigen füllten in den Zeitungen ganze Spalten, die in Kreppschleier gehüllten Gestalten beherrschten das Straßenbild.

Und immer sah man kein Ende des entsetzlichen Mordens. Und immer weiter hieß es, Vorsorge treffen für ein ferneres Kriegsjahr. Denn so viel man auch ausschaute, die Taube mit dem Ölzweig wollte sich nicht blicken lassen.

Um die kostbare Menschenkraft der vielen Hunderttausende von Gefangenen nicht brachliegen zu lassen, sondern sie im Gegenteil nutzbringend zu verwerten, kultivierte man weite Moore und Ödländer, unfruchtbare, unwirtliche Heide Strecken, und machte sie für die kommende Ernte nutzbar. Goldene Kornfelder sollten im nächsten Sommer dort wehen und die Lebensmittel „strecken“ helfen. Auch bei der Frühjahrsoberbestellung der Felder mußte das bunte Sammelsurium der Gefangenen helfen. Denn der eigentlich dazu Berufene, der Landmann, stand im Felde oder auf Grenzwehr oder beim Bahnschutz oder besetzte Belgien und Polen.

Als die Frühlingssonne schon warm und freundlich schien, stand eines Tages Major Eschenhorst unerwartet vor den Seinen.

Tofia fertigte gerade vier arme, kleine Buben ab, die jeden Mittwoch an dem großen Tisch der Liebesgabenpackstube ein Mittagessen erhielten, als sie des Vaters Stimme hörte.

Sie glaubte zu träumen. Lauschend, zur Salzsäule erstarrt, hielt sie mitten in ihrer Sautierung inne. Dann aber stürzte sie in maßlosem Jubel dem Leuren entgegen.

„Pappchen, mein Pappchen!“ Sie umklammerte seinen Hals, sie küßte seinen ehrwürdigen, verblichenen Rock, der mit seinem Träger so unsäglich viel Schweres durchgemacht, sie streichelte ehrfürchtig das Kreuz von Eisen, das der Major auf seiner Brust trug. „Bist du da, mein Väterchen, mein geliebtes Väterchen? Oh, aber Pappchen! Du bist ja verwundet! Was hast du an deinem Kopf, mein Väterchen?“

In stummem Glück hielt der Major sein Kind am Herzen, umschloß er die über alles geliebte Frau, die bleich vor schreckensvoller Seligkeit herbeikam.

Auch ihre erste, angstvolle Frage, nachdem sie die Sprache wiedergefunden, galt natürlich seiner Verwundung.

„Es hat nichts zu sagen, es sieht schlimmer aus, als es ist. Ein Streifschuß, der die Kopfhaut aufriß und den Knochen ein klein wenig verletzte. Lange wird es hoffentlich nicht dauern.“ Mit Augen, in denen rückwärts schauendes, schweres Erinnern stand, strich er sich über das grauer gewordene Haar. „Und nun laßt uns jede Stunde des Zusammenseins genießen, ihr Geliebten. Es muß schön sein, einmal anderes als Blut und Pulverdampf zu sehen.“

Erschöpft durch die schmerzende Wunde und eine lange Reihe schlafloser Nächte, die er vor dem Feind zugebracht hatte und nicht aus den Kleidern gekommen war, legte er sich vor allen Dingen zur Ruhe.

Und schlief und schlief.

So etwas von Bett und Schlaf hatte es ja nahezu dreiviertel Jahre nicht mehr gegeben. O Heimat! O du teure, unberührte Erde, der wir das wilde Getümmel und Grauen des Krieges fernhalten durften. . . .

Halb wachend, halb schlafend dachte es Major Eschenhorst. Und stieß Kommandos aus, und stöhnte, und rief zum Sturm und fuhr in die Höhe und lauschte angespannt auf den höllischen Donner der Schlacht . . . und schaute verwirrt umher und ward sich mit zitterndem Seufzer bewußt, daß er fern von dem allen sei . . . daheim. . . .

Und schlief und schlief. Und fand nun wahrhaft erquickenden Schlummer.

Inzwischen hielt Tofia sich an den Burschen. Ganz außer sich vor Freude und Glück, daß der Vater wieder da sei, mußte sie wenigstens mit ihm vom Krieg und den gemachten Erlebnissen sprechen.

Zwar war es kein August, der soundsoviele mehr, die ihr von Krotoschewoer Kindertagen her in besonders glanzvoller Erinnerung standen, da sie in ihrem unterwürfigen Polentum bei des Kindes Streichen geholfen, seine Unarten verdeckt hatten.

Fridolin Schsle, der biedere, riesenhafte Grenadier, kannte solche Demut nicht. Aber Tofia war ja auch kein Kind mehr. Und da ihr die Wesensart der Bewohner des süddeutschen Landstriches fremd war, diente Fridolin Schsle ihr zum „Studium der Volksseele“, wie sie sagte.

Zunächst ward er aber befragt, ob er nicht auch müde und schlafbedürftig sei. Jedoch erklärte er, „er wäre alleweil immer bei dere Bagasch g'west und hätte dort arg gut g'schlofe! Und was der Herr Major sei, so hätte der es eigentlich gar net nötig g'hett, immer zu vorderst im Schütze zu hocke. Aber mit dem Herr Major dat halt als die Passion durchgehe“.

Offenbar mißbilligte Fridolin Schsle diese Passion. Er selbst war ein strammer und tapferer Soldat. Er hatte das mehrfach bewiesen und auch wochenlang mit

einer bösen Verwundung im Lazarett gelegen. Daß aber sein Major sich noch immer in die vorderen Reihen drängte, das hielt er für unnütz. Er fand, daß er das den Jüngeren überlassen sollte.

„Wenn Sie häufig hinten bei der Bagage waren, so hatten Sie wohl auch manchmal besseres Essen?“ forschte Tofia wißbegierig.

„Sell will ich meine!“ sagte Schsle mit dem Brustton tiefster Befriedigung. „Mer hat doch als en Godler verwischt und-en in die Gulaschkanon' g'stedelt. Mit Borlieb' hatwe zwar d' Sahne und Sühner auf dene Dächer g'hoct, in einere helle Flucht vor dene Soldate sind sie als g'west. Aber verwischt hatwe mer sie z'lescht doch!“

Tofia lächelte in sich hinein, gab aber keinen Laut von sich, um den Redefluß nicht zu unterbrechen. Und so packte denn der Mann weiter seine kulinarischen Kriegserinnerungen aus.

„Mit dene Däubche hat mer sich weniger abgetwe. An dem Zeigs isch gar z' wenig dran. Den möcht ich noch sehe, wo an Däubche satt worre wär.“

„Wo hätten Sie denn aber auch Tauben herbekommen sollen?“ warf Tofia nun doch dazwischen.

„Sa, die hat mer als auf dene Daubeschläg' g'funne!“ erklärte Fridolin Schsle mit harmloser Unschuldsmiene.

Nun lachte Tofia hell auf. Die Vorstellung war übermächtig wie die deutsche Soldateska, die das feindliche Land besetzt hielt, zufällig in Taubenschläge geriet und dort Tauben für ihre Gulaschkanonnen, alias Feldküchen, „fand“!!

„Gen Jeschttag isch es ja allemal g'west, wenn mer auf'm Marsch en Has verwischt hat“, erzählte der Bursche weiter. „Aufenthalt hat's zwar durch d' Jaggd net gewwe dürfe, aber descho bläflischer und aufregender isch's g'wese. Und d'er Meid, wenn mer dann an sonere Munitionskolonnn' vorbeimarschieret isch! Was hatwe se einem da als nachg'schraue, wenn so en Paar Gasenbeiner unschuldig aus 'em Kochg'schirr rausg'ragt sind!“

„Sebe nen! Sebe nen!“\*) hawwe se g'schrien, un mit die ganze Arm' auf ein gedeut'. Bloß für um unliedsame Aufmerksamkeit zu erregen. Un so Hasenbeiner lasse sich eben als gar zu schlecht verächteln.“

„Aber Sie haben Papa dann an dem Schmaus so brav teilnehmen lassen. Er hat mehrmals geschrieben, daß Sie ihm ein Stück Hasenziemer gebracht hätten“, erkannte Tofia noch jetzt in dankbarer Rührung an.

Dann brachte sie ihn auf seine Verwundung und das Lazarett zu sprechen.

Schlicht und ohne Prahlerei erzählte er seine furchtbaren Erlebnisse. Einer der schlimmsten, blutigsten Tage des Regiments war es gewesen. Ein Sanitätshund hatte ihn bewußtlos unter der Leiche eines Zuaven gefunden. Nach einem zum Verbandplatz hergerichteten Schützengraben war er von wackeren Sanitätern, die ihr Leben für ihn in die Schanze schlugen, geschafft worden. Von da ab gab es fürs erste kein Weiter mehr.

Da hatte er sich denn in der zweiten Nacht, mit Anspannung aller seiner Kraft, aufgemacht, um die rückwärtigen Linien zu erreichen. Auf allen vieren, immer wieder vor Erschöpfung innehaltend, war er in vielen Stunden, die ihm zur Ewigkeit wurden, zu einem Verbandplatz gelangt, der außerhalb der Feuerlinie lag. Durch Schützen- und Laufgräben, über Berge von Gefallenen, über von Leuchtraketen und Scheinwerfern erhellt Straßen, auf denen rechts und links von ihm die Granaten einschlugen.

Hier war er mit heftigem Wundfieber zusammengebrochen. Dann hatte man ihn aber bald nach einem Lazarett in einer größeren rheinischen Stadt transportieren können.

„Saben Sie es denn dort dann wenigstens gut gehabt?“ fragte Tofia teilnahmsvoll.

„Arg gut!“ versicherte der Bursche mit leuchtenden Augen. „D' Schwechtere sin reine Engel g'west! Mer

\*) „Saltet ihn! Saltet ihn!“

hat an uns gedhu, was überhaupt möglich g'west isch. Nur eins —“ er wurde ein wenig geheimnisvoll und ein wenig verlegen — „mit dene viele Konzenter, sell war oft was Wischts.“

Erstaunt horchte Tofia auf. „Sa, aber, wiejo denn . . . was denn . . .?“

„Sa, mer hat doch als Konzenter gewwe, um dene Verwundete e Freud' z' mache! Un des isch als mannichmal e Straf' g'west, wenn sie von Dod und Grab g'sunge henn. Da hammer als nur grad g'wünscht, mer sollte lieber die G'fangene in die G'fangeneläger mit dene Konzenter abstrafe. Z'weile ischt's freilich auch schön g'west, namentlich, wenn mer als selbscht hawwe mitsinge derfe.“

Gegen diese Auffassung vermochte Tofia, so seltsam sie auch war, nichts einzuwenden. Jedenfalls sah sie daraus einmal wieder, daß alles Ding seine zwei Seiten hat, und namentlich über den Geschmack sich nicht streiten läßt. — — —

Major Eschenhorsts Verwundung stellte sich mit der Zeit doch nicht als so leicht heraus, wie man anfangs gedacht hatte. Die Heilung schritt nur langsam voran, und es gab allerhand Komplikationen.

Da die Sache zu keinen Besorgnissen Anlaß gab, waren Frau und Tochter mit dieser Entwicklung der Dinge ganz zufrieden. Man durfte dem Lieben die innigste, treueste Pflege zuteil werden lassen, und konnte doch einmal wieder herzhaft aufatmen. Die Liebestätigkeit wurde, um des Vaters Anwesenheit recht genießen zu können, in dieser Zeit mehr ins Haus verlegt. Man nähte und strickte für die Soldaten, man speiste arme Kinder, man sandte mehr Päckchen denn je ins Feld.

Taktvoll war Rose-Marie zu Eva übergestellt. Denn sie fühlte, jetzt mußte die kleine Familie ganz unter sich sein. Und dann reiste sie eines Tages nach Hamburg. An unsichtbaren Fäden zog die Sehnsucht sie nach ihrem Elternhaus.

Eva bedurfte ihrer ja auch nicht. Eva wurde ganz allein mit sich fertig. Bewunderungswürdig trug sie ihr des köstlichsten Inhalts beraubtes Leben. Sie pflegte die Kinder, lebte, spielte und tollte mit ihnen. Und auch später, wenn erst die wirkliche Erziehung einsetzte, würde sie nach den letzten Wünschen handeln, die der Sterbende ihr zugehaucht.

Sie hatte einen Strich unter ihr bisheriges Leben gemacht, aber sie schloß deshalb nicht etwa mit dem, was noch vor ihr lag, ab.

Auch der Krieg war für sie nicht, wie es bei so manchem der Fall war, nun mit dem eigenen, auf dem Altar des Vaterlandes dargebrachten Opfer zu Ende. Nein, ihr Interesse an allen Kriegsbegebenheiten, an dem riesengroßen Geschehen in der Welt blieb unverändert und ungeschmälert.

Nur als Tofia kam, um sie zu den Austauschgefangenen mitzunehmen, da sagte sie in fast erschreckter Abwehr:

„Nein, Tofia, nim mir's nicht übel, aber das kann ich nicht! So viel Leid auf einen Fleck zusammengedrängt, vermag ich noch nicht zu sehen. Wird es nicht auch deine Kraft übersteigen?“

„Der Vater schickt mich, ich soll einen ehemaligen Feldwebel von ihm besuchen, der unter diesen Unglücklichen ist. Ich fürchte mich auch sehr davor, all das Elend zu sehen. Aber es ist gewiß ganz heilsam, wenn unser auf die Dauer lässiger werdendes Erbarmen aufgerüttelt wird.“

Schüchtern, mit Päckchen und kleinen Büchern beladen, die sie verteilen wollte, stand sie am Eingang der riesigen Halle. Man fragte sie nach dem Namen ihres Schüglings und geleitete sie dann zu ihm.

Es war ein herzzerreißender Anblick. Alle diese in der Blüte der Jugend oder Manneskraft stehenden Männer hatte der Krieg für ihr ganzes Leben zu Krüppeln gemacht. An Krücken gingen sie einher, denn sie hatten ein oder gar beide Beine verloren. Anderen war

Hand und Arm abgeschossen worden. Und den Armsten der Armen würde nie wieder das goldene Sonnenlicht scheinen, in ewiger Nacht hieß es für sie fortan das Leben fristen . . . denn sie waren blind!

In diesem unseligen Zustand waren alle diese Unglücklichen in französische Gefangenschaft geraten, aus der sie nun endlich, endlich, da sie ja nicht mehr kämpfen konnten, freigelassen worden waren.

Bittere Tränen heißesten Mitgefühls stiegen in Tofias Augen. Nie, nie würde man ja diesen Anblick wieder los werden können. Ach, wie erbarmungslos wütete doch der Krieg. Weh' denen, die all diesen Jammer freventlich heraufbeschworen!

Die Unterhaltung mit dem von ihr Gesuchten richtete sie wieder ein wenig auf. Wie mutig trugen er und seine Kameraden ihr trauriges Los. Wie waren sie glücksbewegt, wieder in der Heimat sein zu dürfen. Wie konnten sie nicht genug die Guld und Güte der hohen Herrschaften preisen, die sie besucht, getröstet und so liebevoll beschenkt hatten. Wahrhaft mütterlich hatte die greise Witwe des dahingeshiedenen Herrschers mit jedem einzelnen gesprochen, und der regierenden Fürstin waren aller Herzen zugeflogen, so gewinnend und innig war ihre Anteilnahme an dem Geschick eines jeden gewesen.

Zu ihrer Herzenserleichterung hörte Tofia, daß sich nun der Staat aller dieser Helden annehmen werde. Daß sie ausgebildet würden für einen Beruf. Daß sie nicht auf das Mitleid und die Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen sein sollten.

Das war so tröstlich, und nachdem sie ihre bescheidenen Gaben gespendet, wandte sie sich zum Gehen.

Aber da durchfuhr es sie wie ein elektrischer Schlag.

Ein wohlbekanntes Gesicht tauchte in der Menge auf, eine ach so unselig zugerichtete Gestalt, die im vergangenen Sommer voller Übermut in den bairischen Bergen herumgestiegen war: der Berliner Student!

Auch er hatte sie erkannt. Und als sie mit totenblassem Gesicht auf ihn zueilte, lief eine Blutwelle über seine abgehärmten Züge.

„So muß ich Sie wiedersehen, Sie tapferer Held!“ stammelte sie, seine rechte Hand, die ihm geblieben, mit ihren beiden umfassend. „Oh, was müssen Sie gelitten haben, für uns . . . fürs teure Vaterland . . .“

„Welch ein liebes, liebes Willkommen auf der Schwelle der Heimat!“ sprach er leise.

Fassunglos sah Tofia vor sich nieder. Ohne es zu wissen, rann Träne um Träne über ihre Wangen.

„Sie sind noch nicht des Leids gewohnt, Fräulein Eschenhorst“, sagte er beschwichtigend. „So schlimm ist es ja nicht. Ich habe doch wenigstens mein Augenlicht. . . . Ich muß froh und dankbar sein, die Heimat überhaupt wiederzusehen. Und ich kann noch ein ganz brauchbares, zufriedenes Glied der menschlichen Gesellschaft werden.“

Sie hob die Augen zu ihm, und über ihre zitternden Lippen glitt es:

„Ihr Haar ist fast weiß . . .“

Mit abwesendem Blick strich seine Hand über das silbriggänzende Haupthaar.

„Im grauenvollen Verlauf der Tage, unter den Martern der Seele ist es gebleicht“, sprach er in schauerndem Rückerrinnern vor sich hin. „Zufällig habe ich es schlechter getroffen als viele meiner Kameraden — oder weil Gott es vielleicht für mich so bestimmt hatte . . . ja, so wird es auch sein. Ich wäre sonst möglicherweise doch zu wenig geläutert aus dieser Schule hervorgegangen . . .“

Gedankenverloren vergaß er das Weitersprechen. In atemlosen Warten verharrte Tofia, bis er sich darauf besann, daß er ja wohl hatte erzählen wollen.

„Die fehlenden Glieder sind mir dort das wenigste gewesen. Aber die Qualen der Seele haben mich verzehrt. . . . Man hat den wunden, wehrlosen Krüppel gespien, getreten, geschlagen, gesteinigt . . . oh, das darf

Frankreich und Frankreichs Frauen nie vergessen und verziehen werden, nie! Hinausfahren möchte ich das in alle Winde, aufrütteln möchte ich alle die Gedankenlosen und Laschen, die es noch immer nicht erfakt haben, was für eine Bestie in unseren Feinden steckt, gebilligt und gutgeheißen von ihren Regierungen. Mein weißes Haar, meine todwunde Seele möchte ich hinbreiten vor solchen, die sich in zarten, mitleidigen Liebesdiensten gegen die Angehörigen dieser feigen, feilen Nationen nicht genug tun können. . . . Ach, verzeihen Sie diesen Ausbruch“, wie aus folterndem Traum erwachend, blickte er um sich. „Aber es hat gut getan . . . gut, Fräulein Eschenhorst, sich einmal den Berg von der Seele herunterreden zu können. Und vielleicht gedenken auch Sie mitunter daran, was man Ihren deutschen Brüdern angetan hat und wirken in diesem Sinne . . .“

Stumm stand Tofia vor dem bis zum Beben Erregten. Kein Wort hätte sie hervorzubringen vermocht vor droffelndem Entsetzen.

Durch welche Leidenstiefen war dieser Mann gegangen! Wie hatte das grauenvolle Erleben ihn gewandelt!

Und sie vermeinte aus weiter Ferne Pastor Sellers Stimme zu hören: „Wohl ihm! Hat er auch Schaden an seinem Leibe genommen, so hat er dafür hundertfach gewonnen . . . eine geläuterte Seele!“

Noch einmal preßte Tofia mit Inbrunst des jungen Gelden Hand:

„Darf ich Ihre Freundin sein . . . immer . . . immer . . .“

Und rasch neigte sie sich über diese arme, tapfere Hand, der nun auf immerdar die Waffe entfallen war, und küßte sie.

Gedankenvoll, mit verschleiertem Blick sah er ihr nach, als sie davoneilte. So oder so — — ihre Liebe wäre ihm ewig unerringbar gewesen. Beschied er sich denn dankbaren Herzens mit ihrer Freundschaft. . . .

## 17. Kapitel.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen und mit ihm Italiens Kriegserklärung an Osterreich. Wenn nun schon die sämtlichen anderen Staaten heimtückisch, hinterlistig und mit kaum zu überbietender Schleichheit gehandelt hatten, so war dies doch der schwärzeste, verworfenste Verrat, dergleichen die Geschichte in all den Jahrtausenden noch nicht gesehen hatte.

Allein das Heer der Feinde sollte sich von neuem bitter getäuscht und verrechnet haben. Statt Mutlosigkeit zu erzeugen, entfachte diese schändliche Tat eine beispiellose, ungeheure Begeisterung, sowohl in Osterreich als auch in Deutschland.

Wie zur Zeit Andreas Hofers stand das Land Tirol auf wie ein Mann. Vom Jüngling bis zum Greise wollte ein jeder gegen den Erbfeind ziehen. Und in Deutschland war das Ziel der kriegerischen Sehnsucht, den Engländer zu „verdrehsen“, in den heißen Wunsch umgeschlagen, den ehemaligen welschen Bundesgenossen unter die Fäuste zu bekommen.

Während der aufgestachelte Haß des Pöbels sich in den italienischen Städten gegen Leben und Eigentum wehrloser Deutscher richtete, nach dem Vorbild der edlen verbündeten Reiche: England, Rußland, Frankreich und Belgien, bekam die italienische Armee, die sich nun schon seit zehn Monaten auf diesen feigen Überfall vorbereitet hatte, gleich die ersten Schläge zu Lande und zur See zu schmecken.

Und sehr schnell machte sich im feindlichen Lager eine allgemeine Ernüchterung fühlbar. Denn statt daß Deutschland seine „letzten Soldaten“ angstvoll an die italienische Grenze sandte und winselnd, um Erbarmen

flehend, am Boden lag, begann es im Osten eine ungeheure, neue Offensive, die sich zu einem unerhörten Siegeszug ausgestaltete.

Mit glühendem Interesse verfolgte Tosia, von ihrem Vater bis ins kleinste belehrt, die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen. In den Zimmern mußten von den Wänden die Bilder weichen, um Landkarten Platz zu machen, auf denen vermittels kleiner Fähnchen in den verschiedenen Nationalfarben die Stellung sämtlicher Heere bezeichnet und an der Hand der Tagesberichte der Obersten Heeresleitung verschoben wurde. Und so lernte Tosia die ganze, immer gewaltigeren Umfang annehmende, Kriegsgeschichte aufs genaueste kennen.

Überhaupt, was war es doch nun wieder für ein wundervolles Leben mit dem geliebten Vater!

Voller Schrecken dachten sie und die Mutter daran, daß es in absehbarer Zeit auch wieder anders würde, daß der Tag kam, an dem er fort mußte. Aber vorher sollte es noch eine ganz besonders herrliche Zeit geben. Die Ärzte hatten dem Major eine Kur in Baden-Baden verordnet, und es war beschlossen worden, daß Frau und Tochter ihn begleiteten. Und dann sollten sie den Sommer über dort bleiben, bestimmte der liebevolle Hausvater. Denn er mochte sie nicht in der heißen Stadtwohnung sitzen wissen! Auch anderswo würde es Gelegenheit zur Genüge geben, ihre Zeit und Kraft nutzbringend fürs Vaterland zu verwenden.

In die Reisezurüstungen hinein, die ja ziemlich umfangreich waren, da es galt, den Haushalt für Monate abzuschließen, fiel ein Brief von Rose-Marie.

„. . . Ich will Dir nun etwas erzählen, liebe Tosia, was Dich nicht zu erschrecken braucht“, hieß es da nach ein paar belanglosen, einleitenden Worten. „Wir haben im Hause jetzt zwei verwundete Brüder liegen . . .“ Tosia stockte der Atem, „. . . der eine ist unser kleiner Krieger Heinz, und der andere — Du ahnst es schon — Rolf! Mit beiden ist es, Gott Lob und Dank, nicht

gefährlich, meine Herzenstosia, und Du darfst Dir gar, gar keine Sorgen um Kolf machen.

Er hat eine Kugel durch die rechte Schulter bekommen und einen Granatsplitter über dem Knie. In beiden Fällen kein Knochen verletzt. Eine Reihe von Wochen wird es schon dauern. Und dieses Mal kommst Du ihn zu sehen, dafür laß mich nur sorgen. Einen ganz herrlichen Plan habe ich dafür schon ausgeheckt: sobald es Kolf einigermaßen geht, komme ich mit ihm nach Baden-Baden . . .“

Bis hierher hatte Tofia in fieberhafter Erregung gelesen. Nun ließ sie mit einem leisen Freudenlaut das Blatt sinken.

Oh, was für wundervolle Aussichten! Denn wundervoll waren sie. Sie fühlte, sie brauchte sich nicht zu ängstigen, denn sonst hätte Rose-Marie nicht so zuversichtlich geschrieben. Und sündhaft wäre es ihr erschienen, auch nur einen Augenblick zu jammern und zu klagen, da sie die beglückende Gewißheit hatte, daß er genesen und sie ihn wiedersehen würde.

Ein frohbewegtes, herzliches Briefchen sandte sie ihm, dem noch eine ganze Reihe folgten. „Als Zeitvertreib“ für ihn in einsamen Stunden, wie sie halb sich entschuldigend, ihm auseinandersetzte. Denn ihre herbe Natur verlangte geradezu nach einem auch sich selbst glaubhaften Vorwand.

„Muß sie denn immer gleich wieder mit der anderen Hand nehmen, was sie mit der einen gab“, dachte Kolf schmerzlich, als er das las. „Wann endlich wird der Tag kommen, da sie sich selbst und mir zugesteht, daß . . . Liebe der Beweggrund ihres Handelns ist!“ — — —

In wenigen Tagen sollte der Ausbruch vor sich gehen. Vergeblich suchte Tofia Eva zu bewegen, doch auch für die Sommermonate mit den Kindern nach Baden-Baden überzufiedeln. Sie malte dieses Zusammensein dort in den verlockendsten Farben aus, jedoch Eva blieb fest, beharrte in ihrer Ablehnung.

„Ich bleibe den Sommer über noch in unserem lieben Hause“, sagte sie und biß die Zähne aufeinander, um ihren Gram nicht laut werden zu lassen. „Bis Georg einen Nachfolger bekommt, darf ich darin wohnen. Und so will ich den Sommer hier mit meinen Erinnerungen, meinen Kindern und der vielen Kriegsarbeit, zu der ich mich fest verpflichtet habe, verbringen. Rede mir nicht weiter zu, Liebste, es hilft doch nichts.“

Tofia wollte und wollte sich nicht bescheiden.

„Bedenke, wie einsam du sein wirst, Eva, jetzt, wo auch Berta zur Front abgereist ist! . . . Ach, du, wenn ich denke, was die leistet, und wie die nun mitten drin steht, und unsereiner — — —“

„Das ist eben nicht jedem beschieden. Wir hier im Lande müssen uns damit begnügen, treulich unsere Kleinarbeit zu tun. Auch sie ist ja so bitter notwendig und hilft den Krieg gewinnen.“

Traurig ging Tofia von dannen. Ach, die arme, arme Eva! Man spürte ihr bedrängtes Herz, aber scheinbar wollte sie allein durchfinden und mit sich fertig werden. Ein Segen, daß sie ihre Kinder und ihre Arbeit hatte. —

Am folgenden Morgen ward die friedliche Residenz jäh aus ihrem Schlummer gerissen. Nun trug der Krieg seine Schrecken auch hierher.

Der Donner der Ballonabwehrkanonen rollte über die eben zum Tage erwachte Stadt. Maschinengewehrfeuer mischte sich aufregend dazwischen, und dann ging es: Bumm . . . bumm . . . und immer schneller, immer rasender. . . .

Flieger . . . ! feindliche Flieger . . . !

Soch oben in der blaßblauen Sommerluft zogen sie ihre Kreise, hoch, hoch von dort oben warfen die feigen Gesellen ihre tod- und verderbenbringenden Geschosse auf die friedfertige Bevölkerung der offenen Stadt, die kein einziges Flugzeug besaß, das ihre Verteidigung hätte übernehmen können.

Aber das war es ja gerade! Weil man keine Siege über das nirgends wankende deutsche Heer zu erringen vermochte, kühlte man nun sein Mütchen an wehrlosen Einwohnern!

„Werft die notwendigsten Kleidungsstücke über und sofort in den Keller!“ gebot Major Eschenhorst den ratlosen Frauen.

Die Diensthboten, die von der Arbeit der Wohnungsreinigung in neugierigem Unverstand auf die Straße gelaufen waren, wurden hereingeholt, und auch die Mitbewohner fanden sich dazu.

Ohne Aufhören krachten die Schläge.

Mit vor Erregung und Frost bebenden Lippen zählte Tofia die Detonationen. Ganz genau vermochte man die leichteren Bomben, von denen meistens zehn hintereinander fielen, von den schweren, die mit betäubendem Krach aufschlugen und plakten, zu unterscheiden. Und dazwischen knatterten und donnerten die anscheinend erfolglosen Abwehrrschüsse. Denn unbeirrt furrte das Geschwader über der heimgesuchten Stadt, fast anderthalb Stunden lang.

Bur Ewigkeit dehnten sich die Minuten, die Viertelstunden.

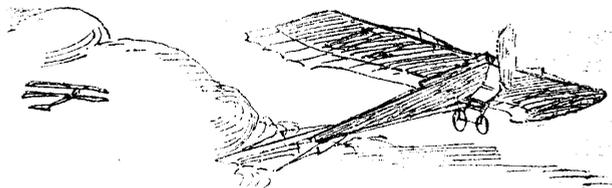
„Eva . . . Eva!“ dachte Tofia immer wieder voller Angst, „ihr und den Kindern wird doch nichts zustoßen! Wenn sie nur auch im Keller ist!“

Und sie mußte sich vorstellen, wie die Freundin mit Georginchen und dem Wickeljungen da unten saß, und was für drollige Erklärungen die junge Mutter jedenfalls auf die wißbegierigen Fragen nach dem „Bumm-Bumm“ der kleinen Georgine zuteil werden ließ. Und da flog doch ein Lachen über ihr schreckensblaßes Gesicht.

Endlich — endlich ließ das Getöse nach und erstarb schließlich ganz.

Da wagte man sich wieder an das Licht des Tages.

Und nun ward offenbar, was der schändliche, hinterlistige Überfall für traurige Erfolge gehabt und für Opfer gefordert hatte.



Der Milchmann brachte die erste Kunde. Ganz in der Nähe lagen Führer und Pferd einer Strafenkehrmaschine in ihrem Blute. Männer, die pflichtgetreu zu ihrer Arbeit gegangen waren, junge Mädchen auf dem Wege zu ihrem Geschäft hatte ein jäher Tod ereilt. Aber auch Neugierige, die trotz monatelanger, für einen solchen Möglichkeitsfall erlassener Warnungen und Verhaltensmaßregeln auf die Straße geeilt waren, mußten mit Tod oder schweren Wunden ihre Unvorsichtigkeit bezahlen.

Major Eschenhorst nahm Tofia mit zu einer Besichtigung der Stadt. Er dachte, es könne nicht schaden, wenn sich die Kriegseindrücke, das unermessliche Elend, das Europa heimsuchte, durch eigene Anschauung in einer solchen jungen Seele vertiefte.

Und schauernd sah Tofia das Menschenblut, das die Gassen und Bürgersteige rot färbte. Sah die Berge von fein zermahlenem Glas, die vielen Tausende zerstörter Fensterscheiben, die Löcher in Mauern und Haustüren.



Marga Nabile, Majors Einzug im Kriegsjahr.

Sie sah auf dem Marktplat die verkohlten Gemüse- und Fruchtkörbe, neben denen der in Fetzen gerissene Körper der verkaufenden Bäuerin fortgeholt war, und bereits in einem der sieben schlichten Särge ruhte, die aus einem der anliegenden Häuser herausgetragen wurden.

Neunundzwanzig Todesopfer, sechzig Verwundete waren das Ergebnis des teuflischen Überfalls.

Entsetzen in den Augen, Entsetzen in der Seele, kehrte Tofia heim.

Das war der Krieg . . . ein kleiner, kleiner Teil nur von dem grauenvollen, mörderischen, unerbittlichen Krieg. . . .

In den nächsten Tagen ward durch die Zeitungen erst in vollem Umfang bekannt, was man in Frankreich mit diesem völkerrechtswidrigen Anschlag geplant und davon erhofft hatte.

Die Pariser Blätter brachten spaltenlange Berichte über den errungenen, großen „Sieg“! Man berauschte sich an den Schilderungen der grausigen Feuersbrünste, dem Bahnhof, der nur noch ein Trümmerhaufen, den fünfhundert Toten, dem zerstörten Schloß, und einem zu Tode getroffenen Mitglied des Herrscherhauses!

Paris, das so selten Gelegenheit hatte, errungener Erfolge wegen zu flagen, ließ im Siegesjubel seine Fahnen wehen. Die Menschen beglückwünschten sich auf den Straßen, in einem wahren Taumel befand sich die Bevölkerung — — und alles, weil es gelungen war, einer wehrlosen Stadt Schaden beizufügen, unschuldige Menschenleben dahinzuschlachten!

Armes, irgeleitetes Volk! Armes Frankreich!  
Wie tief bist du gesunken. . . .

## 18. Kapitel.

Einen einzigen Flaggentwald bildete das reizende, in einen Kranz grüner Berge und blumenduftender Anlagen gebettete Städtchen an der Dos, der von alters her berühmte Kurort Baden-Baden.

Tofia stand mit ihrem Vater auf der Terrasse des großherzoglichen Schloßgartens und nahm wehmütig-frohen, dankbaren Herzens diesen Anblick in sich auf.

Lemberg war gefallen! Die Hauptstadt Galiziens, die neun Monate unter russischer Herrschaft geschmachtet, war auf dem schier märchenhaften Siegeszug der verbündeten deutsch-österreichischen Truppen zurückerobert worden, nachdem eine Reihe von Tagen vorher auch die russische Besatzung der vielumstrittenen Feste Przemyśl vor den anstürmenden verbündeten Heeren kapituliert hatte.

Ein Jubel ohnegleichen erfüllte die Welt überall da, wo deutsche Laute oder die der österreichisch-ungarischen Monarchie erklangen.

Damals, als Lemberg vor der herandrängenden Übermacht der Russen geräumt werden mußte, hatte Tofia, kurzschichtig wie die Jugend nun einmal ist, fast gleichgültig gedacht: Gottlob, das betrifft ja nicht Deutschland! Wenn nur u n s nicht solches Unglück geschieht.“

Seither aber hatte sie im Verlauf der blutigen Kriegsgeschichte gelernt, daß Niederlagen und Mißgeschicke des Verbündeten Deutschland genau so angingen und schädeten wie eigene. Und so war sie denn bangen Herzens dem gewaltigen Vorandrängen der Heere in Galizien gefolgt. Freudig — wenn auch der Gedanke an alle die Opfer, die solche Siege kosteten, nie ganz zu

bannen war — blickte sie auf die Stadt zu ihren Füßen in dem reichen Fahnen Schmuck.

So heiter flatterten sie im Sommerwinde, so froh, so bunt gemischt.

Die rot-gelben Landesfarben bildeten den Grundton des lustigen Chaos. Dann aber wehte da das Blau-orange Nassaus, da doch die teure Landesherrin eine nassauische Prinzessin war. Schwarz-weiß-rot und schwarz-weiß, die deutschen und preussischen Farben bildeten würdige Gegenstücke zu dem österreichisch-ungarischen Schwarz-gelb und Grün-weiß-rot. Und dort mischte sich sogar das lichte Blau-weiß Bayerns mit dem türkischen Halbmond.

„Was ist das für ein entzückender Anblick!“ sagte Tofia begeistert mit leuchtenden Augen. „Ach, wären es doch erst die Friedensfahnen, die da wehten! Was glaubst du, Väterchen, kann es nun nicht doch bald zu Ende gehen?“

Major Eschenhorst wandte sich um und schritt dem lockenden Grün des Bergwaldes zu. Und während er, nun wieder genesen, rüstig vorwärts strebte, sprach er ernst:

„Kein Mensch kann das wissen, mein Kind! Dieser Krieg bringt der Überraschungen so unendlich viele, daß niemand mehr es wagen wird, zu prophezeien. Wir müssen geduldig und vertrauensvoll es Gott und der Weisheit unserer Heerführer anheimstellen . . . und der endlichen Einsicht unserer Feinde, daß für sie nichts mehr zu hoffen ist. — — — Gottlob, daß ich nun auch bald wieder mithelfen darf. Morgen will der Arzt mir den Tag meiner Entlassung mitteilen.“

Tofia nickte betrübt. Ach ja, sie wußte es ja, daß sie den Teuren in kurzer Zeit wieder ziehen lassen mußte. All ihr Hoffen, daß bis dahin der Friedensschluß gekommen sein könnte, war trügerisch gewesen.

Freilich . . . ein lieber Ersatz stand in Aussicht. Rose-Marie glaubte, demnächst die Reiseerlaubnis zu erhalten . . . für . . . Kolf. . . .

So spannen und sprangen die Gedanken. Tofia hängte sich in des Vaters Arm.

„Väterchen — — —“

Aufgeschreckt aus tiefem Sinnen blickte der Major gütig seinem Mädchel in die fragenden, verlangenden Augen.

„Nun, was gib't's? Was bewegt oder beschwert deinen so erstaunlich verständig gewordenen Sinn, du mein gutes Kind?“

Ganz dicht und zärtlich, bis ins innerste Herz beglückt durch des Vaters Güte, drückte Tofia ihre blühende Wange gegen seinen Armel.

„Väterchen . . .!“ Eine kleine Verlegenheitspause. Und dann mit plötzlicher Kühnheit weiter: „Väterchen! Weißt du eigentlich noch, wer Kolf Gardersen war?“

Der Major lächelte in sich hinein. Seine Frau hatte ihn über den Stand der Dinge unterrichtet. Dummes, kleines Mädchel! Eine Diplomatin war sie entschieden nicht.

„Das ist ein großartiges Preisrätsel, du Dummchen“, neckte er harmlos. „Der Bruder deiner geliebten Rose-Marie, die unsere Nichte geworden ist.“

Tofia schüttelte den goldhaarigen Kopf, von dem sie den Hut genommen hatte.

„Nein, Väterchen, so meine ich es doch nicht! Weißt du, ob . . . ich meine, ob du dich an ihn erinnerst — —“

„Wie sollte ich, da ich ihn doch gar nicht kenne — —“

Tofia seufzte. Was für Schwierigkeiten, wenn man mal was auf Umwegen sagen wollte! Sie wurde energischer.

„Aber, Pappchen, natürlich kennst du ihn!! Er hat sich doch auf meinen Hut gesetzt auf der Reise in die Pension! Und ihn nachher wieder wunderschön zurechtgebogen, und überhaupt . . . er gefiel dir doch so gut, weil er so ein riesig vornehmes Benehmen hatte — —“

Dieses letzte phantasierte Tofia nun entschieden dazu. Denn die Begebenheiten waren damals durchaus nicht zu derartigen Vertrauensäußerungen angetan gewesen.

„Soooo?!“ machte denn auch Major Eschenhorst ge-  
dehnt und in leichtem Unglauben. „An die Gutgeschichte  
erinnere ich mich allerdings dunkel. Aber an den Jüng-  
ling . . .“

Sitzig fiel Tofia ihm ins Wort:

„Ein Jüngling war Kolf Garderfen nicht, Papa.  
Namentlich nicht, wie du das so sagst! Er war ein rich-  
tiger, reizender, junger Mann . . .“

„Ei, ei, sieh mal an, mein Töchterchen! Und warum  
soll ich mich jetzt, nach so viel Jahren, plötzlich dieses  
reizenden, jungen Mannes' erinnern?“

„Du bist gar nicht nett, Pappchen“, schmollte Tofia.  
„Aber allerdings, ich habe das damals auch noch nicht  
bemerkt und kann es dir also eigentlich nicht verdenken“,  
setzte sie ehrlich hinzu.

„Na also“, lächelte der Vater. „Da wären wir uns  
ja mal wieder einig. Aber was hat es denn nun für  
eine Bewandnis mit besagtem reizenden, jungen  
Mann?“

Der leicht spöttische Ton, mit dem der Vater die  
Angelegenheit behandelte, gefiel Tofia ja nun eigentlich  
gar nicht. Aber sie wollte in Gottes Namen denn ein  
Wort ausdrücken. Es war jedenfalls im Augenblick  
klüger und erspriesslicher. —

„Also höre, Väterchen, dieser Kolf kommt nämlich  
jetzt mit Rose-Marie hierher.“

„So.“

„Auch zur Erholung von einer Verwundung. Drei  
Kriegsorden hat er. Das Eiserne Kreuz und zwei  
andere . . .“

„Das ist ja schön.“

„Ach, Pappchen, du hast gar kein Interesse für meine  
Angelegenheiten!

„Deine Angelegenheiten?! Ja, wieso ist denn  
dieser reizende, junge Mann deine Angelegenheit?“

Der Major warf den Rest seiner Zigarre weg und  
trat sorgfältig das letzte Stückchen aus.

Tofia biß sich die Lippe. Da hatte sie sich ver-  
schnappt. Aber eigentlich wollte sie ja den Vater so ein  
klein wenig zum Vertrauten der Dinge machen, die nun  
kommen würden. Und wenn es eben auch nur das bloße  
Erscheinen Kols auf der hiesigen Bildfläche war.

„Ach meine nur so“, sagte sie nach diesen Überlegun-  
gen leicht obenhin. „Er ist doch Rose-Maries Bruder,  
und . . . und . . .“

Und plötzlich, alle soeben gemachten Erwägungen  
über den Haufen rennend, schlang sie die Arme um des  
Vaters Gestalt und preßte ihr Gesicht fest gegen seine  
Brust.

„Väterchen, ich könnte ihn nie heiraten, wenn er  
dir nicht auch sehr gut gefällt . . . und überhaupt . . .  
ist das Heiraten nicht doch recht schwer?“

Ergriffen schaute der Major auf sie nieder.

War aus seinem Kinde, aus seinem kleinen Mäd-  
chen denn nun wirklich schon ein ganzer, großer Mensch  
geworden, der an den Bau seines eigenen Schicksals ging?  
So unsagbar dünkte ihn das. Und doch! Wäre es nicht  
schön und beruhigend, gerade jetzt, wo er nicht wußte,  
ob ihm eine Wiederkehr beschieden war, sein Kind einem  
edlen, tüchtigen Manne anzuvertrauen?

Sanft streichelte er ihre glühende Wange.

„Wenn du dich ernst gepriift und gefunden hast,  
daß du ihn von ganzer Seele liebst, daß du dein eigenes  
„Ach“ vollständig und freudig aufgeben und ihm unter-  
ordnen kannst, daß dir nichts zu schwer und zu viel wird  
für ihn, wenn dir solche Auf- und Hingabe nicht ein  
Opfer, sondern ein Fest werden kann, dann heirate  
ihn . . . denn das ist die Ehe —!“

In erschütterter Betroffenheit lauschte Tofia diesen  
schweren Worten.

So sollte die Ehe aussehen? So?! Und sie hatte  
gedacht, Kolf müsse ihr die Hände unter die Füße breiten,  
müsse ewig nach ihren Wünschen fragen, müsse beglückt  
sein, wenn sie nur freundlich lächelte. . . .

Früher würde sie aufgefahren sein, würde gelacht haben bei einem solchen Unsinnen. Würde abgewehrt und gerufen haben: Nie und dreimal nie!

Aber was war doch der Krieg für ein guter Lehrmeister gewesen! Wie hatte er durch die Ströme von Blut und Tränen, die geflossen waren, eingewirkt auf ihr eigenwilliges, selbstfüchtiges Herz!

Sacht stahl sie ihre Finger in die Hand des Vaters.

„Dann ist die Ehe also nur ein schweres Opfer, Papa?“ fragte sie leise.

„Nein, mein geliebtes Kind! Dann wenn du sie so auffassest, dann ist sie höchstes Glück, dann wird dein Herz von Seligkeit erfüllt sein ohne Ende. Und wenn du einen wahrhaft edlen Mann hast, so denkt er ebenso wie du. Und dann kann es kommen, daß deine Ehe ein wahrer, edler Wettstreit wird, wer nun derjenige sein darf, der opfert und aufgibt —“, mit schwachem Lächeln, voll unendlicher Güte sah er ihr in die Augen. „Nun, was sagt mein Töchterchen?“

Nachdenklich, mit schwerem Herzen schaute sie ins Weite.

„Ich werde mich ernstlich prüfen, ich werde mir immerzu vor Augen halten, ob ich dazu wohl imstande bin, Väterchen . . . und dann werde ich ja sehen.“

Sie küßte innig seine Hand, und schweigend, in tiefen Gedanken wanderten sie weiter durch den würzig duftenden Hochwald der Stadt zu, über der die Siegesfahnen wehten. — — —

„Rolf . . . !!“

Lofia rief es in freudigem Schreck, als sie, von dem Spaziergang mit dem Vater heimkehrend, dessen Zimmer in dem zum Lazarett umgewandelten Hotel betrat.

Draußen, auf dem geräumigen Balkon, saß Frau Eschenhorst mit dem Geschwisterpaar, das vor einer Stunde aus Hamburg eingetroffen war.

Rolf wollte auffpringen. Doch mit einem schmerzhaften Berzählen des Gesichts griff er zu dem Stuhl, der neben ihm stand, und humpelte auf Lofia zu.

„Lofia!“ sagte er, mit von unendlich innigem Wohl-laut gesättigter Stimme. Und noch einmal: „Lofia!“

Da er den rechten Arm in einer Schlinge trug, ergriff er mit der Linken ihre dargebotene, leicht bebende Hand und küßte sie. Dann verneigte er sich tief vor dem Major.

„Willkommen, mein tapferer, junger Held!“ sprach Lofias Vater schlicht und herzlich.

Aufgeregt fielen Lofia und Rose-Marie sich um den Hals. Beide fühlten beklommen die Bedeutung dieser Zusammenkunft. Und überdies war Lofia sehr erschrocken, Rolf so sehr viel mehr Invalide zu sehen, als sie sich vorgestellt hatte.

Darüber nun beruhigte er sie rasch. Das sähe nur so aus. Nach ein paar Wädern würde er ein gesunder Mann sein.

„Oh, nur nicht gar zu schnell!“ lief es fix und unbedacht über ihre Lippen.

Dankerküßend für das liebe Wort sah Rolf sie an, während Major Eschenhorst meinte, der letzte Teil seiner Genesung sei hier auch überraschend schnell vorstatten gegangen.

Rose-Marie brach auf.

„Ich muß jetzt dafür sorgen, daß mein lieber Patient Ruhe bekommt. Die Reise war doch recht an-trengend.“ Und mit Lofia vorausgehend, leise: „Schade, ich hatte es mir so hübsch vorgestellt, dich in eurer Pension allein im Garten aufzuf-töbern. Aber das Nest war leer.“

„Vielleicht ist es auch besser so“, entgegnete Lofia ernst. „Ich muß mich noch sehr genau prüfen . . .“

„Ach, bist du damit noch immer nicht fertig!“ schalt die junge Frau in verzeihlichem Unwillen. Worauf Lofia fest zur Antwort gab:

„Im Gegenteil, ich fange heute eigentlich erst damit an.“

Das klang nun vollends orakelhaft.

„Ach, Tosia, was ist mit dir?“ fragte die junge Frau betrübt. „Aus dir Klug zu werden, ist nachgerade ein unmögliches Kunststück!“

Doch es ging im Augenblick nicht an, das Gespräch fortzuführen, zu viele Ohren waren da herum. Man traf Verabredungen für morgen. Während Rolf den Arzt aufsuchte, wollte Tosia Rose-Marie helfen, sich ein wenig einzurichten. Entfernungen gab es zum Glück nicht. Die Gärten der Pensionen lagen ganz nahe beieinander.

Tosia drückte Rolf zum Abschied die Hand. Jedoch den Blick hielt sie zu Boden gesenkt und sah nicht den Ausdruck banger Frage in seinen tiefen, grauen Augen. Als er aber schon nichts mehr für heute zu hoffen wagte, strich an seinem Ohr noch ein weicher, beglückender Laut hin:

„Gute Nacht, lieber Rolf!“

Wortkarg suchten die Geschwister ihr neues Heim auf. Beide fühlten ihr Herz recht bedrängt. Daß doch Tosias Natur selbst dem vertrautesten Menschen immer neue Rätsel aufgab!

„Sie soll nun endlich Farbe bekennen!“ sagte die junge Frau ärgerlich bei der unter vier Augen eingenommenen Abendmahlzeit mit ungewohnter Entschiedenheit. „Das geht so einfach nicht weiter.“

„Daß sie, Schwesterchen“, wehrte Rolf müde ab. „Sie muß selbst wissen, was sie will. Man darf sie in keiner Weise beeinflussen. Sonst gäbe es, wie sie geartet ist, nimmermehr ein Glück.“

„Sie quält dich!“ rief Rose-Marie unmutig, „sie ist launisch und . . .“

„Wie ich sie beurteile, wird sie am meisten unter diesem Zwiespalt leiden“, sprach Rolf ernst. „Wir müssen sie unbeirrt ihren Weg gehen lassen, und wie schließlich ihre Entscheidung auch fallen möge . . . ich muß mich ihr beugen.“ —

Früher, als er erwartet worden war, kehrte Rolf am folgenden Tage vom Arzt zurück.

In einsilbiger, unfroher Geschäftigkeit traf er die Freundinnen.

„Mich hat unbedingt ein Talisman beschützt!“ bedeutungsvoll drückte er seine Hand auf die Brusttasche, während ein innig-schelmischer Blick Tosia streifte, „auch hier können die Ärzte kaum begreifen, wie wunderbar gnädig es die Kugeln mit mir gemeint haben.“

Und um die Ungemütlichkeit der Stimmung ein wenig zu bannen, tischte er kleine, fröhliche Feldzugsanekdoten auf.

„Ein zu nettes Geschichtchen von einem Berliner Landsturmmann in Brüssel wurde neulich erzählt: Die belgische Zivilbevölkerung gefiel sich darin, allenthalben patriotische Abzeichen zu tragen, die den Schmerz um ihr Vaterland ausdrückten. Das Neueste war ein Eisenblatt, auf dem mit Goldschrift zu lesen stand:

„Je meure où je m'attache.“

Ein Berliner Landsturmmann marschiert auch krottenbreit mit diesem Blatt auf seiner feldgrauen Soldatenbrust herum.

Ein deutscher Zeitungsschreiber hält ihn an und fragt: „Mensch, wissen Sie denn, was das bedeutet?“

„Und ob!!!“ entgegnet der Biedere, mit verschmizter Miene. „Wo ich mal bin, da bleibe ich auch! Wastehrn Se?!?“

Tosia lachte vergnügt, während Rose-Marie mit einer nichtigen Entschuldigung das Zimmer verließ. Sie fand, daß den beiden mal Gelegenheit gegeben werden müsse, sich ohne Zeugen zu sprechen.

Erstaunt und ein wenig verwirrt sah Tosia sich so absichtlich fast dem jungen Offizier allein gegenüber. Aber ihre gerade, ehrliche Natur fand sofort das Richtige. Denn sie war sich wohl bewußt, daß Rolf ein Recht hatte, sich über sie zu wundern.

Ohne Zögern ging sie auf ihn zu und ergriff mit ihren beiden Händen seine Linke.

„Nolf,“ sagte sie mit lieblicher Schüchternheit, „ich muß einmal ganz offen mit Ihnen sprechen. Das bin ich Ihnen schuldig. Sie denken vielleicht, ich wäre launenhaft und hätte Lust daran, Sie zu quälen. Aber wie könnte ich das wohl gegen einen lieben Menschen, der fast ein Jahr lang sein Leben für mich und das Vaterland aufs Spiel gesetzt hat?! Nein, aber in neue, schreckliche Zweifel bin ich gestürzt . . .“

Und sie erzählte ihm das Gespräch mit ihrem Vater. Alles, alles, was er gesagt, und was sie selbst dabei empfunden hatte.

„Und sehen Sie, weil ich — wie ich nun als verständiger Mensch erkenne — glaube, daß meine Eltern schwere Jahre durchgemacht haben, bevor sie sich dieses Leben voll Harmonie und sonnigen Glückes errangen, darum gebe ich so unendlich viel auf die Worte meines Vaters. Es wäre Frevel, wollte ich sie ungehört in den Wind schlagen.“

Still und aufmerksam hatte Nolf ihr zugehört. Es rührte ihn tief, wie sie da so als liebes, gläubiges Weib vor ihm stand und ihn in jede Falte ihres Denkens schauen ließ. Immer tiefer ward ja seine Liebe dadurch, immer heißer der Wunsch, sie möchte sein werden.

Aber dennoch mußte er ihr in ihrem Zaudern recht geben. Und er versprach, auch sich selbst zu prüfen, ob er der „wahrhaft edle Mann“ sein könne und werde, den sie mit solchen Vorsätzen verdiene.

Als Rose-Marie mit einem Kleinen, verschmitzten Lächeln zurückkehrte, fand sie zu ihrer größten Enttäuschung kein Brautpaar vor. Und auch in der Folge wickelte sich der allerdings eifrig gepflegte Verkehr fröhlich und harmlos, aber fern von den Bahnen der Liebe ab.

Nolf hatte sich vor Major Eschenhorsts Abreise dessen Einwilligung geholt, sich das schwierige Herz seines Töchterchens erringen zu dürfen. Und so verbrachte man nun jede nur mögliche Minute miteinander.

Viel zu viel Zeit nahm ja schon die Kur in Anspruch. Desto mehr genoß man dann aber den Rest des

Tages in den lauschigen Gärten bei eifriger Zusammenarbeit. Denn nur selten gönnte man sich ein Hinausfliegen in die einzig schöne Natur. Die ernste Zeit schien niemand dazu angetan, um an Vergnügungen zu denken.

Auch Tostas Mutter teilte die arbeitsfrohe, fast heitere Stimmung. Denn so schwer den Frauen der Abschied von dem Gatten und Vater angekommen war, so trugen sie dieses Empfinden mit einer fast selbstverständlichen Opferwillig- und Freudigkeit, die die deutschen Frauen in dieser harten Zeit gelernt hatten, und die ihnen so wohl anstand.

Die Gespräche drehten sich meist um den Krieg. Man konnte ihn ja hier noch weniger denn irgendwoanders auch nur einen Augenblick vergessen, da die Stadt angefüllt war mit heilungsuchenden Feldgrauen. Die Bäder taten an manchen geradezu Wunder, und auch Nolfs Besserung schritt unheimlich schnell voran.

Schon bedurfte er der Armbinde nicht mehr, schon entwöhnte das durchschossene Bein sich seiner Stütze. Wie schnell würde auch er wieder von dannen ziehen. . . .

Und die Weltgeschichte ging eifern ihren Gang.

Fast vor Warschau war das deutsche Millionenheer angelangt, und im Westen hielten die verhältnismäßig kleinen Armeen nach wie vor *s i e g r e i c h e* Wacht.

Doch auch ein anderes kam, was kommen mußte: Die Kunde von der Kapitulation in Südwest! Der ungeheuren Übermacht, gepeinigt von Hunger, Durst und mangelnder Munition, war das kleine, tapfere Gäuflin erlegen. Viel, viel länger, als man nur für möglich gehalten, hatte die Sandvöll Leute die englischen Meere in Schach gehalten.

Mit Trauer und mit Stolz sprach man von diesem Verlust. Aber man wußte zuversichtlich: das holte die deutsche Faust sich wieder zurück!

Auch Nolf dachte mit Schmerz an seine schöne Farm, die nun wahrscheinlich, wenn auch nur vorübergehend, in die Hände der Feinde geriet, die vermutlich ihre

Schwarzen darauf hekten in der Absicht, daß diese alle ihre bestialischen Instinkte an dem fremden Eigentum ausließen. Denn etwas Besseres war bei der Art Kriegsführung ja nicht zu erwarten.

Nun, das war zu überwinden. Dafür holte sich das edle, feindliche Konsortium an den Dardanellen täglich erneut blutige Köpfe. Keinen Fuß breit kamen sie dort vorwärts.

Oh, es stand, trotz solcher kleiner Einbußen, glänzend um die heilige Sache des deutschen Vaterlandes!

Mitunter, wenn man im Garten beieinandersaß bei fleißiger Mäharbeit für Lazarette, mußte Kolf von seinen Erlebnissen erzählen. Dann zogen an den atemlos Lauschenden geradezu plastische Bilder vorüber.

Den Einzug in Löwen hatte er mitgemacht, wo auf die deutschen Truppen aus Kellern und Hinterhalten geschossen worden war, wo entmenschte Weiber siedendes Öl aus den Fenstern gegossen hatten. Wo gegen die wehrlosen deutschen Eingewanderten kurz vorher die grausamste, unerhörteste Lynchjustiz ausgeübt worden war.

„Wenn man an diese Dinge zurückdenkt und an die unaussprechlichen Grausamkeiten, die auch heute noch da und dort von unseren Feinden an friedlichen deutschen Bürgern verübt werden,“ sagte Kolf, „so müßte man bei der ewigen Vitanei von den ‚deutschen Greueln‘ wirklich lachen, wenn es nicht doch so traurig wäre. Die ganze Welt ist durch diesen wohlorganisierten Verleumdungsfeldzug vergiftet und gegen uns eingenommen worden. Nirgend, nirgend, wenn man der Sache auf den Grund ging, hat sich auch nur ein Schatten von diesen ‚Greueln‘ bestätigt gefunden. Dagegen konnten den anderen Nationen solche Schandtaten massenweise nachgewiesen werden.“

Und dann muß man hören, wie in der russischen Duma hochtönend von dem ‚Sieg des Geistes gegen den Barbarismus‘ geredet wird! Russen, Serben und Wilde zusammen!!!“

„Die Leute haben ganz recht, die sagen, wir sollten das Wort ‚Barbaren‘ in Zukunft mit Stolz als Ehrentitel tragen“, meinte Tofia und legte liebevoll einen fertigen blau und weiß gestreiften Lazarettfittel zusammen.

Rose-Marie stieß einen tiefen, tiefen Seufzer aus.

„Nun, Schwesterchen, wohin ging denn dieser Seufzer?“ neckte Kolf gutmütig. „Deinen Dolf darf er doch nicht betreffen, da du an ihn ja nur mit Freude denken kannst. Du willst doch nicht etwa kleinmütig werden, jetzt, da uns fast jeden Abend zum Abendbrot eine Festung serviert wird?“

Die junge Frau legte ihre schmale Hand auf die den Tisch bedeckenden Zeitungen.

„Amerika!“ sagte sie bekümmert. „Was wird denn nun wieder mit Amerika werden?“

Mechanisch faltete Kolf eine Zeitung auseinander und wieder zusammen. Finster war seine Miene.

„Daß sie! Auch sie gönnen Deutschland seine Größe und seinen Aufschwung nicht. Auch sie schielen feige nach England, das sie ja noch alle für allmächtig halten. Was kann Amerika uns noch viel Schlimmeres antun, als durch seine Munitionslieferungen, mit denen es seine Neutralität hundertfach bricht, Tausende und aber Tausende unserer wackeren Soldaten hinzumorden?“

„Der Kaiser tut mir so leid, der arme, arme Kaiser! Immer stürmen neue Sorgen, neue Furchtbarkeiten auf ihn ein! Ganz grau ist sein Haar geworden. Auf den Wildern sieht man es.“

„Ja, auf ihm lastet die Not der Zeit am schwersten, das ist gewiß“, nickte Kolf. „Aber wahrhaft erhebend muß es für ihn sein, die großartige Einigkeit seines Volkes zu sehen, den vierten August vor einem Jahr erlebt zu haben. Dieser Tag, der alle Parteien einmütig zusammenschloß, der den Kaiser die bedeutungsschweren Worte sagen ließ: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!‘ — Dieser Tag muß einer der

stolzesten seines Lebens gewesen sein. Zum Nationalfeiertag müßte man den vierten August geradezu machen."

Tosia hatte inzwischen einen raschen Blick in die Zeitung geworfen.

"Wieder großartige Nachrichten über die Erntelack, mir ist ein Stein vom Herzen. Zu sehr habe ich ja seit Monaten darum gebangt!"

Rolf rieb sich vergnügt die Hände.

"Ja, dieses feine Aushungerungspländchen ist den Schuften und Schurken gründlich vorbeigelungen! Na, und ein zweitesmal kann uns natürlich so etwas nicht mehr passieren. Da wird jetzt in den Schulen schon beizeiten der Blick drauf gelenkt werden, auf die systematische Ausnutzung des Bodens, auf die ganze Hauswirtschaftserziehung, auf das „Strecken“, wenn's drauf ankommt. Und endlich werden ja den Menschen nun auch die Augen darüber aufgehen, daß nicht nur Industrie und Handel einen Staat ausmachen, sondern daß ein inniges Zusammengehen mit der Landwirtschaft erforderlich ist. Ich setze große Hoffnungen darauf, daß es mit der ‚Landflucht‘ jetzt besser wird!"

"Eben! Und außerdem gibt es doch nichts Schöneres, als auf dem Lande zu leben", sagte Tosia mit glänzenden Augen.

Nun konnte die sanfte Rose-Marie es sich aber nicht versagen, etwas anzüglich zu werden.

"Wirklich?!? Ist das deine Meinung? Davon merkt man allerdings nichts! Denn du brauchtest ja nur zu wollen — — —"

Tosia erglühte und schwieg. Und Rolf lächelte ein klein wenig schadenfroh.

Dann aber tat sie ihm doch leid. Und um abzulenken, zog er zwischen den Zeitungen ein Blatt hervor, das er sich schon mit Blaustift bezeichnet hatte.

"Zu dem Erntethema fand ich heute ein prächtiges Gedicht von Wolzogen. Ich darf es gewiß vorlesen?"

Und mit seiner warmen, klangvollen, von Begeisterung besetzten Stimme las er:

### „Der Hungerkrieg.“

Nun schneiden wir das neue Korn,  
Die goldnen Schwaden fliegen,  
Die Sense blitzt, der Schnitter lacht:  
Wir siegen, heil wir siegen;  
Wir nagen nicht am Hungertuch —  
Schwarzbrot macht rote Wangen,  
Die Bäume hängen schwer voll Frucht,  
Und unsre Felder prangen.  
Erstickt in Gift und Meid und Born —  
Wir schneiden unser neues Korn.  
Lacht tausend Donner krachen —  
Wir lachen — wir lachen!

Wer auf den Feind nicht dreschen kann,  
Der drischt die vollen Ähren  
Und haut so grimmig gründlich drein,  
Als ob's Bierblindler wären.  
Die alten Weiblein regen sich  
So flink als wie ein Frettchen,  
Und was der Bub nicht schaffen kann,  
Das schaffen zwei, drei Mädchen.

Erstickt in Gift und Meid und Born —  
Wir schneiden unser neues Korn.  
Lacht tausend Donner krachen —  
Wir lachen — wir lachen!

Es darf ja nicht, es kann ja nicht  
Der Schandplan euch gelingen,  
Durch Hunger unsre harte Faust  
Zu fesseln und zu zwingen.

Ei, sperrt nur alle Tore zu,  
Ihr könnt es nicht verhindern —  
Die deutsche Erde meint's zu gut  
Mit ihren treuen Kindern.

Erstickt in Gift und Neid und Born —  
Wir schneiden unser neues Korn.  
Laßt tausend Donner krachen —  
Wir lachen — wir lachen!

Wir haben satt und übersatt —  
Wir machen mit den Nesten  
Auch noch Millionen Russen fett,  
Nebst andern lieben Gästen.  
Dir, werter Vetter über See,  
Vergehn auch noch die Mucken,  
Du lernst noch Wurst und Sauerkraut  
Bei uns mit Freuden schlucken.

Erstickt in Gift und Neid und Born —  
Wir schneiden unser neues Korn.  
Laßt tausend Donner krachen —  
Wir lachen — wir lachen!

Und habt ihr uns das Feld gepflügt  
Mit Bomben und Granaten,  
Mit Tränen und mit Blut gedüngt  
Die Friedenshoffungsfaaten:  
Das Jahr ist um, die Frucht ist reif,  
Und reif sind auch die Zeiten,  
Daß wir aus unserm heil'gen Krieg  
Zur großen Ernte schreiten.

Was half euch Gift und Neid und Born?  
Wir schneiden unser neues Korn.  
Laßt eure Donner krachen —  
Wir stehen fest — und lachen!

Mit leuchtenden Augen hatten Tofia und Rose-Marie zugehört. Auch Frau Eschenhorst, die noch in ihrem Zimmer Briefe geschrieben hatte, war gerade zur rechten Zeit dazugekommen, um sich an der wunderbaren Dichtung erbauen zu können.

„Wie wohl das tut, solche Worte zu hören!“ sagte Tofia mit frohem Aufatmen. „Da fühlt man förmlich, wie all die schändlichen Ränke der Feinde zusammenbrechen.“

Frau Eschenhorst nahm am Tische Platz und verteilte die mitgebrachte Post.

„Aus Saragossa,“ sie reichte ihrer Tochter ein stark duftendes Briefchen, „hoffentlich ist eure Dichterin der französischen Gefangenschaft entronnen.“

„Sie schreibt nicht mehr lateinisch!“ Liebesfriedigt öffnete Tofia den Umschlag. „Söchste Zeit! Wenn ich Kaiser oder Schulminister wäre, würde ich die lateinische Schrift als unpatriotisch verbieten! Eilig überflog sie die flüchtig gefüllten Seiten. Ihre Miene wurde dabei sehr lustig. „Nein, hört nur!

. . . Die Sonne der Freiheit lächelt mir wieder, liebe Tofia. Idefonsas Eltern ist es gelungen, die Mauern meines Kerkers zu zertrümmern! Ich bin ihr gern gesehener Gast, und während der Dauer des Krieges wird wohl keine Möglichkeit für mich sein, mein teures Heimatland wieder zu erreichen. So bleibe ich denn im Lande der blühenden Granaten in diesem gastlichen Hause, wenn es auch leider kein ‚Granden‘-Haus ist! Das hatte ich mir ja anders vorgestellt. Aber Idefonsa hat uns ja von Anfang an an Enttäuschungen gewöhnt! Hier in ihrer spanischen Heimat ist sie übrigens keine ‚Pleureuse‘. Und weil sie dadurch nicht mehr die rote Nase hat, sieht sie ganz niedlich aus. Mir scheint sogar, daß ein glutäugiger Spanier um sie freit. Aber denk' Dir nur, keine Spur von nächtlichen Mandolinenkständchen! In Schloß Frauenstein würden wir das schänden Betrug genannt haben.

Idelfonsa meint, sie hätte einen Better, der gern eine deutsche Frau auf sein Schloß führen würde . . . das heißt, von ‚Schloß‘ hat sie eigentlich nichts gesagt. Aber ein Spanier, dem ich erlauben würde, um mich zu werben, müßte unbedingt ein Schloß mit verfallenen Mauern und verwilderten, blühenden Gärten besitzen. Denn wo sollte ich denn wohl sonst die Anregung für meine dichtende Seele hernehmen?! Augenblicklich fehlt es mir natürlich nicht an Stoff, denn jeder deutsche Sieg wird von mir in irgendeine dichterische Form gegossen —“

„Großer Himmel! Muß das schon eine s-tattliche Reihe von Bänden sein!“ entsetzte sich Rose-Marie.

Auch Tofia verdrehte die Augen bei dieser schwindel-erregenden Vorstellung und las dann rasch zu Ende:

„Ich glaube, ich habe schon einen ganz kleinen spanischen Anstrich, liebe Tofia. Schreibe mir mal ganz offen, ob Du das für sündhaft und verwerflich hältst. Spanien ist doch s t r e n g neutral!“

Es umarmt Dich Deine von begeisterter Vaterlands-  
liebe erfüllte

Karola.“

Mit lachendem Kopfschütteln sah man einander an.

„Sie ist die alte, und sie b l e i b t die alte! Daran ist wohl nichts mehr zu ändern. Aber es muß ja auch solche Tierchen geben. Ihr Kern ist gut, das ist bei allem die Hauptsache.“

Während man noch darüber hin und her sprach, erschien ein nett gekleidetes Zimmermädchen und bat Fräulein Eschenhorst ans Telephon.

„Manu? Was kann denn das sein? Hier in der fremden Stadt?!“

Voller Neugier lief sie ins Haus und ergriff den Hörer.

„Wer ist da? . . . W e r?!? . . . Anton von Brederloh?! . . . Tönchen?!? Das ist doch wohl nicht die

Möglichkeit!“ Sauchzend rief sie es in das Mischelrohr. Und dann lauschte sie angespannt:

„. . . Wahrhaftig, Tofia, ich bin's!! Mit einem Niesenbart . . . was? Du willst es wohl wieder nicht glauben?!? Faktisch, er ist enorm gewachsen! Na, du wirst ja sehen . . . .“

„Aber sage doch . . . sage doch . . .“, stammelte Tofia, außer sich vor Freude, denn so lange hatte sie von dem Jugendfreund schon nichts mehr gehört. Kein verschollen war er gewesen.

„Ich komme direkt aus Rußland! Oh, es war über alle Maßen schön . . . .“

„Ja, bist du denn gesund? Ganz heil und unverfehrt?“

„Im Gegenteil! Der reine geschundene Raubritter! Fast alle Knochen kaputt!! Aber das macht nix, wird schon wieder werden! Hoffentlich nur recht bald, denn man veräumt ja zu viel draußen! Ich habe euren Namen in der Kurliste gelesen, und da hab' ich nicht geruht, bis zwei Kerle mich angepackt haben und vor das Telephon geschleppt. Feine Überraschung, was? Und n o c h eine, Tofia, denk' dir! Als ich unserer Oberin — die natürlich über meine Extrabaganz ein bißel schelten wollte — erzählte, daß ich unbedingt ein Fräulein Eschenhorst sprechen müsse, da freut sie sich doll und sagt, daß sie die wilde Tofia aus Schloß Frauenstein her kennt . . . .“

„Du spannst mich auf die Folter . . . wer ist's, Tönchen . . . .?“

„Fräulein von Junghardt . . . .“

„Tante Sannchen!!!“ schrie Tofia selig. . . .

„Sie meinte, ob du wohl Zeit hättest, täglich hier in unsrer Lazarettküche kochen zu helfen?“

„Oh, himmlisch . . .!“

„Und da ich von Lubowo her weiß, was du für eine Kochkünstlerin bist — —“

„Spotte nur! Ich kann es und tue es mit  
Wonne. . . .“

„Das Gespräch ist beendet!“ sagte die strenge  
Stimme der Telephonistin.

„Ach, Fräulein,“ jammerte Tofia, „ein Geld, der  
aus dem Kriege kommt. . . .“

„Zwischen vier und fünf besuche mich im Lazarett“,  
rief Tönchen noch, dann war's aus.

Einen Augenblick noch lauschte und rief sie, in der  
Hoffnung, die Telephonistin könne doch nicht so „roh“  
gewesen sein, das wundervolle Gespräch schnöde abzu-  
brechen. Dann stürzte sie in den Garten.

„Tönchen ist hier!“ rief sie schon von weitem, „und  
Fräulein von Sunghardt! Denkt nur so was an! Rose-  
mie, was sagst du nur dazu. . . . Tante Sannchen. . . .!  
Und ich soll dort kochen, ganz regelmäßig. . . . Oh,  
diese Nachrichten sind wirklich überwältigend — —“

Haarklein mußte Tofia berichten. Was „Tönchen“  
von sich und seiner Verwundung gesagt (Gott würde doch  
geben, daß die „Kaputten Knochen“ des lieben, helden-  
haften, fröhlichen Jungen zu heilen waren!), was von  
Fräulein von Sunghardt, und wie er denn Eschenhorsts  
Hiersein entdeckt habe. Und mit freudiger Unruhe sah  
man dem Nachmittag entgegen, wo man Wiedersehen  
feiern wollte.

Inzwischen aber durfte auch die Arbeit nicht ruhen.  
Der Arbeitsstoff ging zur Neige, und Frau Eschenhorst  
begab sich mit Rose-Marie ins Haus, um wieder einen  
kleinen Wäschevorrat zuzuschneiden.

Eine seltsame Stille trat nach all dem heiteren Ge-  
stimm mit einem Schlage ein. Nichts war zu hören  
wie der vereinzelt gedrungene Ruf eines durch das Buschwerk  
schlüpfenden Vogels und das emsige Summen der honig-  
eintragenden Bienen.

Da erging es Tofia sonderbar.

Sie sah um sich und gewahrte, daß sie mit Kolf  
allein sei. Und heftig begann ihr Herz zu schlagen.

Unbegreiflich war das . . . Torheit . . . hatte doch das  
Zusammenleben der letzten Wochen manches Mal eine  
halbe Stunde vertrauter Zweisamkeit gebracht und ihr  
die Unbefangtheit nicht geraubt.

Die Enge der Laube, die ihre dicht herankten Wände  
schirmend um sie herumzustellen schien, machte sie be-  
klommen. Ich erhob sie sich.

„Ich glaube . . . ich muß auch mal nachsehen. . . .“

Kolf legte seine Hände über die ihren. Und in  
weichem, innigen Lauten brach es aus ihm hervor:

„Nein, Tofia, das müssen Sie nicht! Diese kostbaren  
Minuten gehören mir . . . gehören uns. Sie wissen es  
wie ich: die Abschiedsstunde ist nicht fern. Und ich  
glaube, Sie haben Zeit und Gelegenheit gehabt, sich zu  
prüfen, sich zu besinnen. Und so frage ich Sie denn  
noch einmal: wollen Sie Vater und Mutter verlassen  
und mein Leben teilen? Können Sie ohne Zagen an  
die Worte Ihres Vaters, die Sie mit solchem Bangen  
erfüllten, denken? Wollen wir gegenseitig unser ‚Ich‘  
aufgeben und nur noch ‚Du‘ sein . . . . Du?!“

Hoch aufgerichtet standen sie einander gegenüber.  
Ihre Pulse flogen, ihre Lippen bebten. Hier sollte sich  
ein kleines, kleines Menschenchicksal entscheiden . . . und  
draußen . . . draußen entschieden sich die Geschicke der  
Völker.

Und in dieses Blutbad mußte auch er . . . er. . . .

Tofia fühlte es mit lähmendem Entsetzen. Und sie  
wußte es plötzlich mit unabweislicher Deutlichkeit, daß  
ihr Herz fortan jede Minute um ihn zittern, bangen und  
sorgen werde . . . . daß sie ihn liebte mehr als sich  
selbst . . . .!

„Kolf!“ sprach sie in heißer Angst. . . . „Kolf. . . .“

Da nahm er sie sacht und selig an sein Herz, da  
küßte er in schener, heiliger Inbrunst ihre Lippen. . . .

\* \* \*

An dem Tage, als Warschau und Swangorod, die  
beiden trutzigen Weichselfesten, von den über alle Oc-

Schreibung tapferen deutschen und österreichisch-ungarischen Heeren erobert wurden, als ein Jubelsturm über diese schier sagenhaften Geschehnisse die deutschen Lande durchbrauste, rückte Wolf Gardersen wieder ins Feld.

